

Hans J. Vermeer

Die Welt, in der wir übersetzen

Drei translato-logische Überlegungen zu Realität,
Vergleich und Prozeß

Heidelberg 1996

Vergleich und Vergleichbarkeit

Wenn zwei dasselbe tun, so
ist es nicht dasselbe.
(Sprichwort)

1 - Vorbemerkungen

Dolmetschen und Übersetzen bedeuten zugleich immer ein Vergleichen, gleichgültig, ob man die Tätigkeit lediglich als eine Übertragung von einer Sprache in eine andere oder holistisch als einen Transfer kultureller Elemente unter Einschluß zweier Sprachen oder als Produktion eines Zieltexts gemäß einem vorgegebenen "Skopos" unter Hinzuziehung eines Ausgangstexts als eines der nötigen Arbeitsmittel betrachtet oder ob man dem Dolmetschen und Übersetzen noch eine andere Begriffsbestimmung zuordnet. Von hierher gesehen ist es überraschend, daß es bisher keine auf das Dolmetschen und Übersetzen abzielende Vergleichstheorie gibt. Vor einigen Jahren begannen Heidrun Witte und Hans J. Vermeer ein paar Gedanken und bibliographische Angaben zu diesem Thema zusammenzutragen. Zuerst stand noch der Stilvergleich im Vordergrund. Unter diesem Gesichtspunkt wurde ein erster Entwurf zum Thema in Vermeer (1992a, 1.325-386), vorgestellt. Doch dann stieg das Interesse an grundsätzlichen Überlegungen. Die Arbeit weitete sich aus.

Im folgenden soll wieder ein Teilbereich publiziert werden. Dabei wird einiges aus dem ersten Entwurf wiederholt, auch bereits etwas modifiziert, z. T. erweitert. Der jetzt veröffentlichte Teil wurde im wesentlichen von Hans J. Vermeer formuliert. Weil es sich aber auf jeden Fall um eine Gemeinschaftsarbeit handelt, wird überall das Pronomen "wir" beibehalten. Wir hoffen, die gesamte Arbeit in absehbarer Zeit veröffentlichen zu können.

Im Grunde ist schon jede Behauptung eine Vergleichshandlung. Sie setzt für das vorliegende Thema dreierlei voraus: Begriffs-kompetenz (man muß zu wissen glauben, wovon man handelt, d. h. die in der Behauptung vorkommenden und bereits gespeicherten Begriffe als für den jeweiligen Fall hinreichend¹ ähnlich erkennen), Vergleichskompetenz und den Anspruch, daß etwas mit etwas vergleichbar ist. - Der vorstehende Satz setzt sich selbst voraus.

Vergleichen bedeutet mehrerlei:

- (1) 'Etwas' mit 'etwas', also Objekte (Gegenstände)²/Phänomene/Prozesse³ im weitesten Sinn des Wortes, einschließlich Gedanken und Emotionen, miteinander in Beziehung bringen (eine Beziehung behaupten /konstituieren/"setzen").
- (2) Etwas einen Sinn in einem Kontinuum möglicher Welten geben und es dabei und dazu, indem man es in dieses Kontinuum einordnet, als mit anderen Phänomenen desselben gleich / hinreichend ähnlich erkennen und/oder von anderen Phänomenen abheben und dazu in einem Sinn mit ihnen vergleichen.
- (3) Bei den voraufgehenden Möglichkeiten (methodologisch gesprochen) jeweils eine Merkmalauswahl aus zwei (oder mehr) Ganzen ("Gestalten") treffen, sie fokussieren und Merkmale miteinander in Beziehung setzen.⁴

1 Im folgenden sei "hinreichend" jeweils als "für den jeweiligen Fall hinreichend" verstanden.

2 Komplexe Gegenstände werden auch als Sachverhalte bezeichnet. - Gegenstände im weitesten Sinn des Wortes sollen hier auch Ereignisse und Gedachtes umfassen.

3 Der Kürze halber nennen wir im folgenden generell nur eine der Bezeichnungen; meist wird die Rede von Phänomenen sein, statt Objekte (Gegenstände), Phänomene und Prozesse jedesmal eigens aufzuzählen. Zur Berechtigung zu dieser Terminologie vgl. unten *Vom Nutzen einer Theorie*. Dort auch zur näheren Begriffsbestimmung von "Phänomen".

4 Wenn von Merkmalen die Rede ist, so kann es sich jeweils auch um Merkmalbündel handeln. Es ist auch denkbar, daß Merkmale selbst wieder in Untermerkmale aufgespalten werden können. - Schon der junge Wilhelm von Humboldt verzeichnete 1785/1786 in einer Vorlesungsnachricht bei dem Philosophen Johann Jacob Engel, (1) Begriffe erfasse man durch Merkmalanalyse, (2) derartige Merkmale seien komplex, (3) Merkmale seien unterschiedlich wichtig und (4) an der Perzeption könnten alle fünf Sinne beteiligt sein (Lammers 1936, 19f).

- (4) Durch Inbeziehung-Setzen mit anderen Phänomenen ein Phänomen (und nicht nur eine Beziehung zwischen Phänomenen) als genau dieses 'konstituieren' (s. 1).
- (5) Durch die Behauptung/Konstitution einer Beziehung zwischen Phänomenen eine Zuordnung eines Phänomens zu einer Klasse/Menge von Phänomenen treffen. (Nicht-Zuordnung zu einer gegebenen Klasse/Menge ist auch eine Zuordnungsorte; vgl. Vermeer 1972, 31.)

Vergleichbarkeit bedeutet

- (1) die Annahme, etwas könne mit etwas anderem verglichen werden.
- (2) die Möglichkeit, eine Vergleichshandlung auszuführen; Hier sind beide Bedeutungen gemeint; im folgenden Kontext brauchen sie nicht exakt voneinander geschieden zu werden.

Zur Gesamtthematik "Vergleich und Vergleichbarkeit", wie sie uns vorschwebt, werden hier die folgenden Kapitel in z. T. etwas gekürzter Form vorabgedruckt:

- Vergleich und Vergleichbarkeit in anderen Wissenschaftsdisziplinen;
- Versuch, Vergleichbarkeit auf Grund der angeführten Literatur zu bestimmen;
- Der eigene Vergleich(barkeits)ansatz.

2 - Vergleich und Vergleichbarkeit in anderen Wissenschaftsdisziplinen⁵

"Eine methodologische Untersuchung über die Möglichkeiten und Grenzen des modernen historischen Vergleichs gibt es m. W. noch nicht". (Wittram 1968, 166¹)

5 Zu Vergleichen in der Stilistik vgl. Vermeer (1992a, 1.325-386). Die dort angeführte Literatur und ihre Besprechung wird im folgenden nicht wiederholt.

Auf wie schwachen Füßen ein tertium comparationis steht, wenn man Translation (Übersetzen und Dolmetschen) als ganzheitlichen Prozeß auffaßt, kann ein Blick über den Zaun hin zu anderen Disziplinen zeigen.

Hier sollen nur ein paar Bemerkungen zur Behandlung von Vergleich und Vergleichbarkeit in einigen anderen Wissenschaftsdisziplinen angeführt werden. (Vgl. den kurzen Überblick bei Rothacker 1967, 267f.) Wir nennen an dieser Stelle nur wenige Beispiele; manches Durchgesehene wird nur ins Literaturverzeichnis aufgenommen. Unsere Übersicht ist also keineswegs vollständig.

Zunächst fällt auch hier auf, daß das Problem der Vergleichbarkeit eigentlich recht selten als Problem gesehen und behandelt worden ist. Das ist in einer Hinsicht verständlich: Die Frage kann an eine übergeordnete Disziplin, in diesem Fall also an die Wissenschaftstheorie, verwiesen werden. In den spezifischen Einzeldisziplinen wäre dann nur noch der eigene Standpunkt kurz begründet anzugeben. Andererseits gibt es in der Literatur bereits sehr interessante Ansatzpunkte. Wir werden einige davon skizzieren und im Hinblick auf unsere eigenen Zwecke diskutieren.

(1) Fast überall scheint man der Meinung zu sein, daß Wissenschaft nicht ohne Vergleichen betrieben werden könne (Rothacker 1967, 269):

"Erst der Vergleich mit Ähnlichem und Unähnlichem gibt den Dingen Kontur und löst Warum-Fragen aus."

Unsere Frage hier zielt darauf ab, unter welchen Bedingungen (wann und wozu) etwas etwas ähnlich oder unähnlich "ist" bzw. behauptet/angenommen wird. Insofern sollen unsere Hinweise auf andere Autoren aufzeigen, wo Untersuchungen vorliegen, - und auch, wo unseres Erachtens noch tiefer angesetzt werden muß. Anders gesagt: Unsere Fragen suchen nach einer Antwort darauf, was Vergleich und Vergleichbarkeit wissenschaftstheoretisch bedeuten und welchen methodologischen Stellenwert sie einnehmen. -

(2) Ehe wir zur Besprechung einzelner Werke übergehen, erwähnen wir kurz Rorty (1979; vgl. auch Derrida 1967, bes. 180f). Hier wird aufgezeigt - und das ist für die folgenden Überlegungen allemal bewußtzuhalten -, daß und wie

(a) unsere Ansichten über Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit und deren Gegensätze und ihre Gewichtung in unserer wissenschaftlichen Tätigkeit von der Rede über diese Phänomene - von unserem jeweiligen Sprachspiel, wie Wittgenstein sagte, - beeinflusst werden und damit hiervon abhängen und

(b) unsere Ansichten und Rede über ein Thema wiederum von ihrer 'historischen Tiefe', d. h. unserer Tradition, hierüber nachzudenken und zu reden, abhängen.

Ein 'materialistischer' Ansatz für Vergleichbarkeit (der nichts zu tun hat mit einer Frage nach metaphysischen-übernatürlichen Phänomenen) führt zu folgenden Modellmöglichkeiten (nicht: Erklärungen!).

Da (alle?) Wissenschaftler heute annehmen, daß jedes Sichverhalten eines irdischen Lebewesens mit einem neuronalen (allgemeiner: physischen⁶) Netzplan'prozeß'moment (wir sagen kurz: 'Zustand'; vgl. unten *Die Welt als Prozeß*) korreliert ist (- wir möchten uns vorsichtig ausdrücken; vgl. oben *Vom Nutzen einer Theorie* -), kommt zu den im folgenden aufgeführten Möglichkeiten "allenfalls" noch das Problem hinzu, was sog. 'geistiges' Sichverhalten (zusätzlich?) 'ist' - mit welcher Frage wir uns hier aber ebensowenig zu befassen brauchen wie mir der, ob das Problem ein echtes oder scheinbares 'ist'. Wir möchten wissen, wie ein Netzplanmoment aussieht und was es in der 'historischen Tiefe' eines Kontinuums der möglichen Welten außer- und innerhalb des Gehirns bedingt.

Wir ziehen folgende Möglichkeiten in Betracht:

(A) In einem aktivierten 'Zustand' kommen einander als hinreichend ähnlich interpretierbare Teile p und q vor, so daß sie eine ähnliche Interpretation erlauben (*Dort drüben stehen drei Eichen*). (Hier ist nicht über die Realisierung des Denkmodells zu reden;

6 Vgl. Rorty (1979, 124²⁶).

zur ungefähren Ähnlichkeit vgl. Jacoby 1925-1955 über "Erinnerung".)

(B) Zu einem aktivierten 'Zustand' p kommt ein zweiter q auf Grund einer Wahrnehmung so hinzu, daß beide als hinreichend ähnlich interpretiert werden (können): q 'ist' mit p 'vergleichbar'. (Vgl. auch *Ein Vergleich drängt sich auf*.)

(C) Wie (A) oder (B), doch gibt es einen time lag zwischen p und q und dazu einen Mechanismus derart, daß p immer dann (hinreichend) reaktivierbar ist (und reaktiviert wird), wenn q auftritt, und damit hinreichende Ähnlichkeit zwischen q und p festgestellt werden kann. Der time-lag kann viele Jahre betragen. (*Gestern fiel mir plötzlich ein Ereignis aus meiner frühesten Kindheit ein*.)

(D) Zu p (wie in A oder B) kommt ein zweiter 'Zustand' r als hinreichend ähnlich interpretierbar hinzu, der als ein (z. B. sprachlicher oder gestischer) Ausdruck für p fungieren kann (das Phänomen *Zahnschmerz* wird als "Zahnschmerz" oder als "Mir tut da ein Zahn weh" denk-/äußerbar; - zwischen p und r kann eine Nicht-1:1-Relation bestehen, wie die Linguistik weiß, so daß p und r für {p} bzw. {r} stehen können; die entsprechenden 'Zustände' bzw. Zustandsmengen müssen nur als hinreichend ähnlich gelten, was evtl. wiederum von besonderen 'Zuständen' [von 'Zuständen?'] abhängt); r subsistiert, auch wenn p bereits nicht mehr aktiviert ist; angenommen nun, es entsteht ein zweiter 'Zustand' q (wie in A oder B), dann gibt es folgende Möglichkeiten:

(D₁) q entsteht, während p noch aktiviert ist; die Vergleichbarkeit erfolgt aber nicht direkt (wie in A oder B), sondern via r (*Mir tut da etwas weh, ich glaube, ich bekomme einen Weisheitszahn*).

(D₂) q entsteht, nachdem p nicht mehr aktiv ist; eine Vergleichbarkeit wird via den subsistierenden r-Zustand auch zu einem späteren Zeitpunkt möglich.

(D₃₋₄) Zu q gibt es wie zu p einen hinreichend ähnlichen 'Zustand' s für einen (sprachlichen usw.) Ausdruck; die Vergleichbarkeit von q mit p erfolgt wie in D₁ oder D₂ über die Vergleichbarkeit von s mit r.

(F) Schließlich gibt es die Möglichkeit, daß mehrere der erwähnten Möglichkeiten (zum Beispiel B und D₄) zugleich auftreten.

(3) Häufig wird Vergleichbarkeit, wie gesagt, in der Wissenschaftstheorie und in den einzelnen Fachdisziplinen als gegebene Möglichkeit angenommen und selbst nicht weiter hinterfragt. (Vgl. z. B. Sachtleber 1993.)

Mitunter wird auf einen Einfluß außerkomparativer Faktoren, wie z. B. Vorwissen und Traditionen, aufmerksam gemacht (Vgl. z. B. Linnér 1970, bes. 90-98.)

Ansonsten hält der eine unabhängig von der jeweiligen Disziplin Vergleichbarkeit für selbstverständlich gegeben (wie z. B. Durkheim [1895] 1984;⁷ Konzepte 1978), ein anderer sieht die Problematik, geht ihr aber nicht nach (Brauner 1986); ein dritter thematisiert sie zu knapp, um etwas daraus zu gewinnen (Broderson 1969).

Broderson (1969, 1236) verweist allerdings auf Max Webers "Idealtypus", an dem reale Phänomene gemessen werden sollen. Dieser Idealtypus wäre jetzt genauer mit dem Prototyp moderner psychologischer (und linguistischer usw.) Analysen zu vergleichen (vgl. Rosch 1973; Fillmore 1977; Lakoff 1987; usw.).

Andere erwähnen das Problem der Vergleichbarkeit überhaupt nicht als irgendwie problematisch (z. B. Goldschmidt 1966; König 1969; Driver 1973; Hofstede 1980 [zu Hofstede 1991 s. unten]; Zima 1992; - Naroll + Cohen 1970 und Yoshijima 1981 sind uns nicht zugänglich).

Auch Jacoby (1925) setzt in seiner Ontologie der Wirklichkeit Ähnlichkeit zwischen gegebenen Objekten als existent voraus.

Die Vergleichsproblematik wird auch bei Raster (1971) trotz des Themas ("Zur Theorie des Sprachvergleichs") ausgeklammert. Keller (1981) behandelt das Thema ebensowenig.

Nießen (1984, 8) sieht Vergleich(en) als praktisches Problem, das sich bei interkulturellen Untersuchungen multipliziert; hinterfragt wird es nicht. Peschar (1984, 14f) sucht (im selben Band) eine "invariante Skala" und objektive Meßinstrumente. Lesage (1984, 183) erwähnt wenigstens (nochmals im selben Band), daß auch die

⁷ Durkheim (1984, 205): "Wir verfügen nur über ein einziges Mittel, um festzustellen, daß [!] ein Phänomen Ursache eines anderen ist: das Vergleichen der Fälle, in denen beide Phänomene gleichzeitig auftreten oder fehlen [...]"

Forscher selbst zu den Systemen gehören (können), die sie vergleichen wollen.

Nur knapp streifend, das eigentliche Problem der Vergleichbarkeit kaum bewußtmachend, außerdem z. B. Dieckmann (1970, 30-36): Mehrere Länder sollen hinsichtlich ihrer "Gesamtausgaben für privaten Verbrauch und ihr Bruttosozialprodukt zu Marktpreisen im Jahre 1967" verglichen werden. Es wird darauf verwiesen, daß die Sozialprodukte der Länder u. U. "sehr unterschiedliche 'Realgrößen' repräsentieren" (ib. 31) Und dann heißt es:

"Gesetzt nun den Fall, es gelingt technisch wie theoretisch, eine gemeinsame Meßvorschrift auf die zu vergleichenden Elemente anzuwenden, dann [...]" (ib. 31).

Das Problem der Vergleichbarkeit ist damit ausgeklammert. Schweizer (1978, 8) definiert "die Operation des Vergleichens", ohne Vergleichbarkeit selbst zu hinterfragen, was bei seinem Thema ("Methodenprobleme des interkulturellen Vergleichs") eigentlich ganz wesentlich gewesen wäre:

"'Vergleich' = df. Untersuchung darüber, ob ein Untersuchungsobjekt x für ein bestimmtes Merkmal P oder eine endliche Menge von Merkmalen P; dieselben Merkmalsausprägungen aufweist wie ein Untersuchungsobjekt y.
Die Operation des Vergleichens definiert sich analog als Untersuchung von Untersuchungseinheiten darüber, ob sie für bestimmte Merkmale dieselben oder andere Merkmalsausprägungen aufweisen. Der wichtigste Bestandteil dieses Vergleichsbegriffs ist der Bezug auf bestimmte Merkmale und eine endliche Zahl von Merkmalen."

So weit, so gut. Wie erkennt man, daß es sich bei zwei (u. U. heterokulturellen) Gegenständen bzw. 'Phänomenen' um dieselben Merkmale handelt, wenn man Merkmale in den Blick nimmt? Schweizer gibt keine Handlungsanweisung.

Sachtleber (1990) setzt "Adäquatheit" als *tertium comparationis* für einen Vergleich von Oberflächenstrukturen wissenschaftlicher Texte an. Uns scheint der Begriff der Adäquatheit nicht hinreichend exakt definiert zu sein. Auch der Hinweis auf eine Historie von *perspicuité*, das im 17. Jh. durch *clarté* und dieses jetzt eben bei Sachtleber durch *Adäquatheit* ersetzt wird (Sachtleber 1990, 106f) hilft nicht weiter. Schließlich gilt für alle drei Begriffe, was Sachtleber (ib. 107) schreibt:

"Den Begriff der *clarté* als *tertium comparationis* kontrastiver Untersuchungen möchte ich ersetzen durch den Begriff der *Adäquatheit*. Denn das Prädikat *clair* ist ja nicht an und für sich aussagekräftig, sondern nur dann, wenn man die Beziehung zum Textrezipienten herstellt und fragt: Für welchen Adressaten und welchen Anlaß ist ein Text 'klar' oder durchschaubar? Für wen kann oder soll ein Text verständlich sein? [...] Eine neue Vergleichsgröße muß definiert werden, die sich nicht mehr nur einseitig auf das sprachliche Produkt bezieht, sondern Produktions- und Kommunikationssituation⁸ sowie die Adressaten gleichermaßen berücksichtigt. Eine solche Vergleichsgröße kann die Adäquatheit von Texten sein, für deren Definition ich folgende Kriterien vorschlagen möchte:

- Linearität bzw. Digressivität;
- Kompletion und Symmetrie;
- Orientierungshilfen für den Rezipienten."

Der Einbezug der im Zitat genannten Faktoren ist wichtig. Zweifelhafte bleibt, ob er sich eindeutig analysieren läßt.

(4) Auf die vielen "Was-heißt"-Fragen gibt uns auch Rothacker (1967) keine Antwort. Er selbst teilt mit (ib. 265*), daß er mit seinen (1965 gehaltenen) Ausführungen "nicht mehr ganz zufrieden" sei.

(5) Bendix (1979, 184) fordert, daß nur wohldefinierte Begriffe bzw. deren eindeutige Merkmale Vergleichbarkeit ermöglichen.

"Die Übereinstimmung über das, was unter [...] Vergleich zu verstehen ist, ist gering." (Bendix 1979, 177).

Rokkan (1979, im gleichen Sammelband) hinterfragt Vergleichbarkeit wieder nicht.

(6) Bei Verburg (1952, V) heißt es zur Methode des Vergleichs:

"[V]ergelijking kan, *grosso modo*, op twee wijzen geschieden. Men kan het onderzochte, i. c. de taal en taalwetenschap - transcendent a. h. w. - vergelijken met en stellen naast een buiten haar gelegen, ander studiegebied; men kan ook - immanent - onderscheidingen binnen het onderzochte veld onderling vergelijken. En deze twee

8 Wir verwenden "Situation/situationell" im vorliegenden Aufsatz in zweierlei Weise: Einmal meinen wir damit einen Faktor aus der bei Vermeer (1992) explizierten Formel; solange nicht ausdrücklich auf diese verwiesen wird, dient uns der Ausdruck zur umfassenden Bezeichnung der Gesamtheit der Faktoren dieser Formel.

methoden van vergelijking kunnen zelfs gemengd en gelijktijdig toegepast worden."

(7) Lehmann (1982 [bei Dressler 1987, 24; Lehmann dort irrtümlich als 1983 zitiert], 280) sieht dagegen eine grundsätzliche Schwierigkeit:

"Man hat in der Vergangenheit sowohl in der Typologie als auch in der Kontrastiven Linguistik gesehen, daß man Kategorien zweier Sprachen weder aufgrund der ihren Grammatiken gemeinsamen Nomenklatur noch aufgrund formaler Ähnlichkeit miteinander vergleichen kann".

Diese grundlegende Einsicht wird jedoch immer wieder übersehen. Boesch + Eckensberger (1969, 518) machen denn auch mit ihren Bemerkungen auf die Gefahr aufmerksam, daß sich der implizite Kulturvergleich - und warum nur dieser? - "quasi stillschweigend auf einen außerhalb der Kultur liegenden Bezugspunkt" beziehe (die Forderung Gadamers), doch wird auch hier nicht hinterfragt, ob man ihn je erreichen kann. Vielmehr wird oft der zweite Schritt vor dem ersten getan, wenn Vergleiche angestellt werden, ohne daß die Bedingungen vorab geklärt sind:

"Bei der ganzen Diskussion um die Konstruktion kulturangepaßter Meßinstrumente im KV [Kulturvergleich] ist interessant, daß übersehen wird, daß die Definition funktionell äquivalenter Items bzw. Tests nicht eigentlich die Voraussetzung zum interkulturellen Vergleich, sondern sein Ziel ist." (ib. 544)

Gadamer (1975, 220) fordert:

"Das Wesen des Vergleichens setzt die Ungebundenheit der erkennenden Subjektivität, die über das eine wie über das andere verfügt, bereits voraus. Es macht auf eine erklärte Weise gleichzeitig. Man muß deshalb bezweifeln, ob die Methode des Vergleichens der Idee der historischen Erkenntnis wirklich genügt."

Beymes (1966, 67) Ausführungen können als Kritik am zweiten Teil der Behauptung gelesen werden:

"Vergleiche sind schief, wenn sie gewaltsam eine Art Gleichzeitigkeit anstreben. Fragwürdig aber ist die *implicite* geäußerte Ansicht, daß nur Erscheinungen in den Naturwissenschaften verglichen werden können, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß im Bereich des Quantifizierbaren das Vergleichen am leichtesten ist. [...] Die vergleichende Methode muß jedoch nicht immer wie bei *Dilthey* die Versuchung einschließen, 'gleichzeitig' zu machen. Die

ahistorischen Vergleiche sind bereits mit den in anderer Hinsicht unzureichenden Hilfsmitteln der positivistischen Soziologie gebannt worden. Moderne Vergleichsmethoden - besonders die funktionalen Methoden - haben diese Versuchung geringer werden lassen."

Im übrigen hinterfragt auch Beyme die Vergleichbarkeit selbst nicht.

Witte (1987) hat implizit (ohne auf Gadamer zu rekurrieren) aufgezeigt, daß auch der erste Teil von Gadamers Behauptung - die "Ungebundenheit der erkennenden Subjektivität" - schief bis falsch ist: Aus der eigenen kulturspezifischen 'Prägung' kommt man nie ganz heraus. Also führt Gadamers Forderung zur Utopie oder zur Unmöglichkeit jeden Vergleichs überhaupt. Das Problem ist aber, wie man trotz der eigenen Eingebundenheit in ein immer schon vorhandenes Kulturgefüge transkulturell vergleichen kann. Das führt zu einer doppelten Relativierung: zur relativen Gebundenheit dessen, der einen Vergleich anstellt, und zur Relativität jeden Vergleichens.

(8) Heintz (1974, 407) bringt das zuvor angeschnittene Vergleichsproblem auf einen Punkt, ohne es lösen zu können und zu wollen:

"Der interkulturelle Vergleich setzt nicht nur einen interkulturellen Code voraus, der in die Codes der verglichenen Kulturen übersetzbar ist, sondern auch einen Abstrahierungsvorgang, der es erlaubt, für die verglichenen Gesellschaften gleichermaßen relevante Phänomene zu identifizieren."

Es wird nicht gesagt, wann Phänomene transkulturell "gleichermaßen relevant" sind und wie man sie und dies feststellt.

(9) Ähnliche Schwierigkeiten für einen Vergleich wie die genannten Autoren aus Anthropologie, Ethnologie und Kulturwissenschaft haben auch Vertreter der Psychologie. Auch ihr Gegenstand ist abstrakt. Psychische Phänomene sind Konstrukte (Helfrich 1993, 81). Deutlicher als vielfach in anderen Disziplinen sind Subjekt (z. B. ein Beobachter) und Objekt (die zu beobachtende Person) aufeinander bezogen. Jede Handlung, z. B. ein Vergleich, verändert die Relationen zwischen beiden, so daß ein Vergleich ähnliche Schwierigkeiten hervorruft wie in anderen Dis-

ziplinen. Es gibt nicht zweimal dasselbe Objekt. Die vergleichende Psychologie ist sich dieser Problematik bewußt. In einer interkulturell vergleichenden Psychologie tritt sie verstärkt auf. Die Methoden für Vergleiche in der Psychologie unterliegen selbst wieder den vorerwähnten Schwierigkeiten, zumal wenn man beachtet, daß jedes Phänomen in ein übergreifendes 'Weltkontinuum' eingebettet ist, so daß es zwischen beiden wiederum jederzeit Wechselwirkungen gibt. Wenn Forscher hinreichende Objektivität z. B. dadurch erreichen wollen, daß sie den Sprachgebrauch und die Linguistik als Hilfsdisziplinen heranziehen, dann wird nicht bedacht, daß deren Gegenstand (Gegenstände) selbst wiederum einer situationsbedingten Interpretation bedürfen (vgl. Helfrich 1993, 82). Die mehrfache Rückübersetzung von Wörtern und Sätzen, "die den Inhalt des in Frage stehenden Konstruktes bezeichnen" (ib.), scheint eine fragwürdige Methode zu sein. Schon die bestimmten Artikel der Ausdrucksweise scheinen verräterisch.

"So wäre etwa das Schlagen einer anderen Person als Indikator für Aggression in zwei verschiedenen Kulturen dann operational äquivalent, wenn es in beiden Fällen mit der Intention der Schädigung verbunden wäre." (Helfrich 1993, 83)

Wie stellt der Psychologe eine Intention objektiv fest? Ist sie nicht (zumindest z. T.) seine Interpretation? Die Textwissenschaft stellt fest, daß die Behauptung über das Vorliegen einer bestimmten Intention seitens eines Handelnden die Meinung des Interpreten über die Intention ist. (Vgl. oben *A skopos theory of translation* zur Loyalitätstheorie.) - Wie wird "Schädigung" festgestellt? Zunächst ist "Schädigung" doch ein sprachlich-linguistisches Konstrukt zu einem ... Konstrukt. Usw.

"Der Meßvorgang [...] muß den Individuen jeder der untersuchten Kulturen dieselbe Chance geben." (Helfrich 1993, 83)

Wann ist "dieselbe" Chance gegeben?

Mit den vorstehenden Fragen wollen wir nur auf eines hinaus: die Relativität aller wissenschaftlichen Methoden und des wissenschaftlichen Wissens. Jede Wissenschaft bedient sich, um überhaupt handeln zu können, sozusagen wider besseres Wissen, spezifischer Realismuskonstrukte - manchmal sogar eines naiven Re-

alismus. Das ist der Preis der Forschung. Und er ist solange 'gerecht', als sich der Forscher der relativen Geltung seines Konstrukts bewußt bleibt.

(10) Sozusagen den Übergang zu linguistischen Vergleichsansätzen bildet der Aufsatz von Bauer (1989) zu Übersetzungsproblemen bei der Marketingforschung. Allerdings ist aus ihm ebenso wenig Klarheit in Bezug auf die Vergleichsproblematik zu gewinnen wie aus manchen anderen vorstehend genannten Arbeiten. Für Bauer (ib. 176) ist vergleichbar, was äquivalent ist. Damit wird auch hier Vergleichbarkeit als wenn-dann-Verknüpfung gesehen, ohne daß auf reale Äquivalenzbedingungen eingegangen würde. Bauer definiert nicht, was Äquivalenz für ihn bedeutet und wie man sie feststellt. Es genügt nicht zu sagen, Grundbedingung des Vergleichs sei,

"daß man immer und überall von demselben Untersuchungsplan ausgeht und die Datensammlung auf immer dieselbe Art und Weise durchführt" (ib.).

Bauer selbst stellt dieses Grundkonzept denn auch sogleich wieder in Frage, wenn er warnt, daß die situationellen Umstände, also die Randbedingungen, verschieden seien und sich grundlegend auf Untersuchungen auswirken könnten.

"Gefordert ist hier folglich eine den unterschiedlichen nationalen Umweltsituationen einerseits und der oben dargelegten Grundbedingung andererseits Rechnung tragende Differenzierung verschiedener Strukturelemente der Marketingforschung." (ib.)

Um Vergleichbarkeit herzustellen bzw. Vergleiche anstellen zu können, müssen nach Bauer (ib. 177ff) u. U. Übersetzungen der zu vergleichenden Daten angefertigt werden. Was dazu dann gesagt wird, ist ebenfalls wenig hilfreich. Übersetzen ist für Bauer wie für so viele andere zunächst ein "verbales" Phänomen (ib. 177). Dabei diskutiert er im folgenden fast nur isolierte Termini und Ausdrücke, wie z. B., daß es im Japanischen keine Entsprechung für *Ehepartner* gebe,

"und der amerikanische Begriff 'school classroom' bzw. 'university classroom' (Schul-/Universitätsjahrgang) bedeutet etwas ganz an-

deres als seine deutsche lexikalische Übersetzung 'Klassenzimmer' bzw. 'Hörsaal'" (ib. 178).

Zum nonverbalen Bereich schreibt Bauer (ib. 177):

"Zum anderen kann es sich aber auch als notwendig erweisen, non-verbale Stimuli, d. h. Bildvorlagen, graphisch unterstützte Antwortvorgaben (wie z. B. Leiter- oder Flächenskalen) o. ä., zu 'übersetzen'. Von Douglas/Craig (1983, S. 188 u. 200 f.) wird z. B. darauf hingewiesen, daß Schwarz-Afrikaner häufig bestimmte Elemente der in den westlichen Ländern gebräuchlichen graphischen Darstellungen (wie z. B. Schraffierungen und Andeutungen einer dritten Dimension) falsch interpretieren oder daß Angehörige bestimmter Stammeskulturen, denen der Gebrauch einer Leiter unbekannt ist, demzufolge dann auch mit einer Leiterskala wenig anzufangen wissen.

In solchen Fällen bedarf es daher einer unter Wahrung der konzeptionellen Äquivalenz vorzunehmenden Vereinfachung, Veränderung (z. B. der Hautfarbe oder Kleidung abgebildeter Personen) oder Substitution (z. B. der Leiterskala durch die Darstellung eines entsprechend häufig terrassenförmig abgestuften Berges) der non-verbale Stimuli."

(11) Bei Best (1987), Lewandowski (1984f), Nickel (1978) und Wilpert (1989) - s. "Vergleich", "kontrastive Grammatik" - wird das Vergleichsproblem nicht hinterfragt.

(12) In der komparativen Sprachwissenschaft gibt es eine vorwiegend philosophisch geführte Diskussion über die Vergleichbarkeit von "Bedeutungen" (Semantemen) unterschiedlicher Ränge (meist vom Lexem bis zum Satz) - vgl. die Übersicht bei Feleppa (1988, 1-50; s. unten). Wir gehen hier nicht im einzelnen auf die unterschiedlichen Lösungsvorschläge ein, sondern erwähnen an dieser Stelle, obgleich andere Ansätze (vgl. z. B. Quine; s. Feleppa 1988) tiefer greifen, nur Coseriu (1972), der bei Feleppa nicht berücksichtigt ist, und gehen erst weiter unten ausführlich zu Feleppas (1988) Behandlung des Themas über.

Coseriu unterscheidet folgende Phänomene:

(a) sprachliche Phänomene - und darin

- (a₁) "eine Schicht, die mit der jeweiligen Einzelsprache als primärer Gestaltung der Welt zusammenhängt";
- (a₂) "eine Schicht, die eher zum Sprechen mit der jeweiligen Einzelsprache über die sprachlich schon gestaltete Welt gehört";

(b) "außersprachliche" [= kulturspezifische] Phänomene (ib. 40-42).

Coseriu erkennt, daß in analogen Situationen [wie stellt man die fest?] nicht unbedingt Gleiches gesagt wird. Doch ist ihm "das in den Sätzen Gemeinte" (ib. 40) letztlich das nötige tertium comparationis. Und wie stellt man fest, daß das Gemeinte gleich oder ähnlich ist? In analogen Situationen wird ja auch schon intrakulturell durchaus nicht Gleiches gesagt, wenn Gleiches gemeint wird, und umgekehrt nicht unbedingt Gleiches gemeint, wenn Gleiches gesagt wird. Wenn zwei dasselbe tun, ...

Beispiel: (In einem Fleischerladen) *1 kg von Ihrem Lammfilet, bitte. Sie haben doch Lammfilet, nicht wahr? :: Haben Sie heute wieder Ihr Lammfilet? Dann hätte ich gern 1 kg davon.* - Der Kundenwunsch, Lammfilet zu kaufen, wird auf verschiedene Weise verbalisiert. Wir wollen annehmen, daß bei beiden Verbalisierungshandlungen das Gleiche gemeint ist. - *1 kg von Ihrem Lammfilet, bitte. Sie haben doch Lammfilet, nicht wahr?* Wir wollen annehmen, daß die Frage zwei verschiedene Interpretationen zuläßt: (1) Ausdruck der Erwartung sei, daß das Gewünschte denn überhaupt vorrätig ist.

Aber das Problem geht noch weiter. Mit dem ersten oben genannten Satz vergleiche man folgenden: *10 kg von Ihrem Lammfilet, bitte.* Hinsichtlich der für jeden Teilnehmer eines Mahles vorgesehenen Menge kann in beiden Sätzen 'das Gleiche' gemeint sein. (S. oben zur Adäquatheit.)

Rein (1983, 17-21) kritisiert Coserius Fragestellung als zu eng, ohne sie selbst beantworten zu können, denn auch Rein (ib. 20) glaubt an das "alte Übersetzerdilemma" zwischen wörtlicher und "(funktions)adäquate[r]" Übersetzung. Hier fehlt eine Begriffsdefinition, denn auch eine 'wörtliche' Übersetzung kann funktionsadäquat sein, z. B., wenn in einem Fremdsprachenlehrbuch eine fremde Struktur durch Übersetzung vorgeführt werden soll. Alles andere hat unseres Erachtens demgegenüber zurückzutreten. (Zu "funktionsadäquat" vgl. Vermeer 1992 zu möglichen Translationsskopoi.)

(13) Die komparative Literaturwissenschaft hat Vergleichbarkeit mehrfach hinterfragt (vgl. Dyserinck + Fischer 1985). Insgesamt bleibt für sie jedoch ein Eindruck, wie ihn Fletcher (1970, 107) zusammenfaßt:

"[T]he subject might reasonably be expected to have developed a method which set it clearly apart from other modes of literary criticism. This it has signally failed to do [innerhalb der rund 80 Jahre der Existenz vergleichender Literaturwissenschaft]: it is, if anything, characterized by the very imprecision of its techniques and the vague catholicity of its concerns."

(14) Wagner-Egelhaaf (1989, 68) stellt wieder nur lapidar fest:

"Zweifellos gehört das Vergleichen von literarischen Texten zu den am häufigsten praktizierten Interpretationsmethoden. [...] Dabei läßt sich [...] an den Relationen *eines* einzelnen Textes zu *einem* anderen Text zeigen, welche Faktoren intertextuelle Vergleichbarkeit begründen und damit *gleichzeitig* [...] die Eigenbedeutung eines Werks konstituieren."

(15) Eine grundlegende Aussage, die für jeden Vergleich, nicht nur im Rahmen der Vergleichenden Literaturwissenschaft, Gültigkeit beanspruchen kann, macht Geninasca (1979, 320):

"Toute entreprise de comparaison postule l'existence d'invariants que la fonde. Ces invariants sont des objets construits: ils découlent d'hypothèses formulables dans le cadre d'une théorie dont ils sont solidaires, ils ne sont pas le produit d'une démarche inductive."

Die Konstruktionen, von denen hier die Rede ist, sind also im Prinzip idio-spezifisch, können sich aber dia- und parakulturell mehr oder weniger in ihrer Art und Strategie gleichen. (Zu Gründen der Ähnlichkeit s. die Bemerkungen zu biologischen Bedingungen und zur Enkulturation bei Feleppa 1988, 161-189; s. unten.) Übrigens ist die Gewichtung der jeweiligen Idio-, Dia- und Paraspezifik selbst wieder ein komplexes Problem.

Vergleich beruht also auf der *Annahme* von Vergleichbarkeit. Die Vergleichsparameter werden in Theorie und Praxis - gleichgültig, ob auf gleiche oder verschiedene Weise - *gesetzt*.

Die Setzung scheint skopos(mit)bedingt zu sein. Vergleichbarkeit beruht also auf der Annahme, daß Vergleichsparameter gesetzt werden können und daß diese Setzung zu bestimmtem Ziel "glücken" wird. Der Verlauf des Vergleichs und seine Folgen und Wirkungen müssen dies erweisen. Dabei entsteht insofern wiederum ein Zirkel, als die Setzung ja bereits wesentlich - evtl. sogar ausschließlich, das sei vorläufig offengelassen, bis nähere Untersuchungen hierüber angestellt werden und eine Bestätigung oder

Falsifizierung bringen, - im Hinblick auf ein Ziel geschehen ist, wie wir hier annehmen, das durch die Annahme einer Vergleichbarkeit von Phänomenen erst erreicht werden soll. Wenn aber das Ziel die Parameter auswählen läßt, steht zu erwarten, daß die Parameter - zumindest in vielen Fällen - das Ziel bestätigen werden. Eine Art der "self-fulfilling prophecy", die sich durch häufige Bestätigung immer wieder selbst bestärkt.

Die Setzung ist für die Theorie ein Axiom, das sich im Verlauf des Vergleichs als kohärent mit allen Phasen des Vergleichs erweisen muß. Für die Praxis ist die Behauptung die Begründung für die oben in (1) genannte Annahme, daß sich zwei miteinander vergleichbare Gegenstände in mindestens einem Merkmal gleichen müssen. Die Begründung kann selbst nicht wieder begründet werden - es sei denn, man gehe an dieser Stelle zirkulär wieder zur Theorie und ihrem Axiom über. Vergleichsparameter anzugeben (zu behaupten!) wäre auch Voraussetzung für die Möglichkeit, einen Vergleich zu überprüfen. Jeder Vergleich steht unter der Bedingung der Gültigkeit bzw. des Akzepts der postulierten Parameter durch einen Beobachter eines Vergleichs.⁹

(16) Mehrere Diskussionen über Vergleich und Vergleichbarkeit finden sich in der von uns eingesehenen Literatur zur Komparativen Kulturkunde. Wir führen nur wenige Beispiele an.

Die Diskussion fehlt noch im Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache (6, 1980; vgl. z. B. Picht ib. 85-88).

Baumgratz + Neumann (1980) haben das Problem thematisiert. Ihre Definition von Vergleich fordert, was vorher zu begründen ist:

"Vergleich setzt voraus, daß die zu vergleichenden Gegenstände nicht identisch sind, [...]. Vergleich setzt aber andererseits voraus, daß Beziehungsverhältnisse zwischen den zu vergleichenden Gegenständen herrschen, welche sich auf einer höheren Stufe der

⁹ Dann haben Überprüfungen (z. B. von Examensarbeiten) nur einen bedingten Aussagewert und sind nicht ipso facto, sondern nur unter 'ausgehandelten' Bedingungen überindividuell gültig ('objektiv'). Um überindividuell bewerten zu können, müßte also jede Note mit dem Namen des Notengebers als Index versehen werden, und dieser Index geht als Faktor mit in die Bewertung durch einen anderen ein. ... Aber das weiß man ja ...

Verallgemeinerung unter einen Oberbegriff unterordnen lassen." (ib. 163)

Uns scheint das Problem des Vergleichs und der Vergleichbarkeit gerade in der Kulturwissenschaft nicht nur von theoretischem Interesse zu sein (vgl. z. B. das Management-Training und die Firmenberatung bei Auslandsgeschäften). Praktisch können einschlägige Überlegungen zur Vorsicht mahnen, wenn zwei Interaktionspartner verschiedener Meinung sind (vgl. die "Idio-Kulturen"). Translatorisch führt das Bewußtsein um die Problematik des Vergleichs zu einem differenzierteren Ansatz als dem, es werde übersetzt, "was da steht". (Vgl. Witte 1987.)

(Ein beinahe dem hier verfolgten Thema entgegengesetztes Anliegen, nämlich die Interkulturalität als Gegebenheit zu untersuchen, verfolgt der Sammelband von Wierlacher 1993; vgl. bes. ib. Wierlacher 1993a mit ausführlicher Dokumentation. Die dortigen Arbeiten werden daher hier nicht weiter besprochen.)

(17) Nur kurz wollen wir uns mit dem anthropologischen Ansatz Hofstedes (1980, bes. 40f; zu Hofstede 1991 s. auch weiter unten) auseinandersetzen, der sowohl die Historie des interkulturellen Vergleichs seit dem 19. Jh. als auch die Grundlagen der Vergleichbarkeit kurz herausarbeitet und sie teilweise zu formalisieren sucht. Hofstede (1991, 249) glaubt an die Möglichkeit, "valid data on national culture" zu bekommen, indem sich der Befragte Werturteilen enthält, mehr als eine "independent source" benutzt, Ergebnisse statistisch auswertet und nur solche Ergebnisse als nicht-trivial aufnimmt, die "indicate those characteristics which apply to this population but not to others". Ist in einer Auswahl nicht unweigerlich eine Bewertung enthalten? Vgl. auch, wie Hofstede seine Indizes für "power distance, collectivism versus individualism, femininity versus masculinity, and uncertainty avoidance" (ib. xi; im einzelnen 23-138) erhält.

Hofstede verweist darauf, daß jeder interkulturelle Vergleich als Möglichkeit Gleichheiten (genauer: als gleich Angenommenes) voraussetzt. (Wir übernehmen Hofstedes Terminologie hier nicht, da sich uns in der -emic-etic-Unterscheidung ein Unterschied zwischen der kulturanthropologischen und der linguistischen Verwendung dieser Termini zu ergeben scheint, auf die hier jedoch

nicht eingegangen werden muß.) Dabei scheint der Autor Merkmale (er sagt aristotelisch "descriptive categories" - ib. 41) als universell anzusetzen. Wir nehmen lediglich die Möglichkeit eines Merkmalansatzes als universell an.¹⁰ Merkmale, Merkmalselektion und Vergleich gehen für uns dagegen immer nur von einer Kultur aus, sind also an eine spezifische Kultur gebunden.¹¹ Wir brauchen dann auch keine interkulturell "shared categories" (ib. 41) - deren Herkunft schwer zu erweisen wäre -, sondern nur eine so weit gehende angenommene (!) Ähnlichkeit, daß kein Protest erfolgt. Oder paradox ausgedrückt: Die "Gemeinsamkeit" angenommener Merkmale ist einseitig, d. h., sie wird lediglich vom Sprecher oder vom Rezipienten angenommen. Damit kann jemand (entweder als Produzent oder als Rezipient) handeln. (Vgl. den Ansatz einer einseitig angenommenen Kommunikation in Vermeer 1992.)¹² Mit diesem Standpunkt erscheint uns unser An-

10 Der Unterschied zwischen Hofstede und uns ist in etwa vergleichbar mit dem Unterschied zwischen der Behauptung, entweder Sprache oder die Fähigkeit zu reden (d. h. Sprache zu 'haben', sprachlich zu handeln) sei allgemein-menschlich. Hier allerdings ließe sich evtl. die -emic-etic-Unterscheidung in ungefähre Anlehnung an die Langue-Parole-Dichotomie auch terminologisch anwenden. - Daß die Fähigkeit zu reden (Saussures "langage") allgemein-menschlich sei, steht außer Zweifel (wenn diese Behauptung auch wiederum von der Definition von "Mensch" abhängt). Die Behauptung, Sprache sei allgemein-menschlich, hat weitere Implikationen: So wurde z. B. im 17. und 18. Jh. ausgiebig darüber diskutiert, ob alle Sprachen auf ein und demselben Grund beruhen und deshalb grundsätzlich ähnlich strukturiert seien. Eine solche Sprachphilosophie setzt sich z. B. auch terminologisch bis in Chomskys "innate ideas" fort. (Zur Kritik am Theorem von der angeborenen Sprachfähigkeit s. z. B. Salminen 1993, 44-47.)

11 Was an eine Kultur 'gebunden' ist, gehört dieser Kultur an und ist in diesem Sinne "kulturspezifisch". Mit den Ausdrücken "Kulturspezifik" und "kulturspezifisch" meinen wir etwas, das mindestens einer gegebenen Kultur eigen ist. Kulturspezifika können mehreren Kulturen zugleich eigen sein. Ein Phänomen ist also in unserem Sprachgebrauch "kulturspezifisch", wenn es nicht allen (bekannten) Kulturen zugleich zugehört. - Wir unterscheiden nicht, ob ein Phänomen einer Kultur oder mehreren Kulturen nach Ansicht jemandes notwendig zukommt (also in diesem Sinne "kulturgebunden" ist) oder einer Kultur oder mehreren Kulturen aus gegebenem Grund zugeschrieben wird, ohne daß es an diese Kultur(en) im obigen Sinn "gebunden" wäre.

12 Man beachte bitte den Unterschied zwischen "Kommunikation wird angenommen" und "Kommunikation findet statt". In der Praxis wird Kommunikation zwischen mindestens zwei Partnern stattfinden. Es kann aber durchaus jemand etwas sagen und annehmen, ein Hörer nehme das Gesagte auf, während in der tatsächlichen Situation kein Hörer da ist oder

satz allgemeiner und von weniger Bedingungen abhängig als der Hofstedesche.

(18) Ausführlich befaßt sich Gerndt (1977f) mit der Vergleichsthematik: Zunächst stellt er fest, daß sich zahlreiche Disziplinen "vergleichend" nennen, und nennt als Beispiele die Rechts-, Sprach-, Literatur-, Religions- und Verwaltungswissenschaft und die Erd-, Länder-, Völker- und Volkskunde, die Mythologie, Psychologie, Soziologie, Anthropologie, die Erzähl-, Musik- und Verhaltensforschung (ib. 2). Das Attribut "vergleichend" in 'Vergleichende X-Wissenschaft' beziehe sich im Deutschen grammatisch korrekterweise auf die Wissenschaft, nicht auf das X (ib. 3). Eine Theorie des Vergleichs müsse Historie, Systematik, Stellenwert, Leistung und Methodologie des Vergleichs behandeln (ib. 4), was Gerndt auf den folgenden Seiten mit besonderem Blick auf die Europäische Ethnologie kurz abhandelt. Das Grundproblem Vergleichbarkeit werde im übrigen, wenn überhaupt, nur kurz abgetan (ib. 8), trotz der unüberschaubaren Menge von Äußerungen zur vergleichenden Methode (ib. 27). Vergleichen sei eine "elementare Erkenntnishilfe" (ib. 13), eine Grundbedingung menschlichen Seins (ib. 13). Gegenstand einer Theorie sei (daher) die Vergleichbarkeit (ib. 14). Das Postulat der Gleichheit zweier Phänomene sei relativ, auf relevante Merkmale bezogen (ib. 15). Ähnlich wie bei Geninasca (s. oben) heißt es:

"Im Grunde werden die Vergleichsobjekte durch die Merkmal-Auswahl erst *konstruiert*",

was zumeist ziemlich unreflektiert geschehe und dazu führe, daß in jedem Vergleich subjektive Elemente steckten (ib. 15), allein schon auf Grund der Merkmalauswahl (ib. 22). Jeder Vergleich geschehe in einem Kontext, was zu nochmaliger Relativierung (und Subjektivierung) des Vergleichs führe (ib. 16). "Die verglei-

zuhört. Der Sprecher wird (für kürzere oder längere Zeit) so handeln ((re-)agieren), als sei ein Adressat da. (Der Sprecher agiert z. B. böse: *Ich habe es doch deutlich gesagt!*) Auch wenn der Sprecher seinen Irrtum ein-sieht, dauert die Frustration mit ihren Handlungsfolgen oft noch an. (Das nächstmal wird der Sprecher z. B. den zuvor abwesenden Adressaten be-sonders laut und deutlich anreden, "damit er endlich zuhört".)

chende Methode ist ein Interpretationsverfahren." Sie könne nur zu Wahrscheinlichkeiten der Erkenntnis führen (ib. 22; vgl. ib. 23).

(19) Auf dem Grenzgebiet zwischen Philosophie, Vergleichender Kulturwissenschaft und Komparativer Sprachwissenschaft will Feleppa (1988) seine Diskussion voraufgehender Forschungen und daran anschließender eigener Untersuchungen zum Vergleich von Kulturen angesiedelt wissen. Dabei geht er von den strikten Ansichten Quines über die grundsätzliche Unvergleichbarkeit kultureller Systeme aus. Voraussetzung für Vergleichbarkeit sei, so lautet das Postulat, ein interindividuell (hier: interkulturell) gemeinsames "conceptual scheme". Es gebe aber kein unangreifbares Verfahren, ein solches zu erstellen. Feleppa (1988, 3) sieht einen hermeneutischen Zirkel darin, daß conceptual schemes "similar perceptions of the world" voraussetzen, die ihrerseits eine transkulturell "successful translation" solcher Perzeptionen zur Verständigung über Gemeinsamkeiten voraussetzen; 'translation'¹³ setze wiederum gleiche conceptual schemes voraus. Alles potentiell zeichenhaft Benutzte bedarf interindividuell - und mit dieser Verallgemeinerung gehen wir z. T. über Feleppas Anliegen hinaus - der 'translation' (vgl. idio-, dia- und parakulturelle Bedingungen und Denotation vs. Konnotationssorten): Um zu verstehen, was das Phänomen bedeutet, das in der eigenen Kultur Lächeln genannt wird (vgl. Feleppa 1988, 195), muß ein Rezipient die Bedeutung *dieses* 'Lächelns' sozusagen in seine eigene Kultur 'hineintragen' können. Feleppa und andere lassen diese Möglichkeit nur in begrenztem Umfang zu. Sie betonen die andere Seite der Medaille: die Unausweichlichkeit, immer von der eigenen Kultur herzukommen, um sich Heterokulturelles bis zu einem gewissen Grad verständlich zu machen. Das gilt auch für die Metasprache[n] des Fachwissenschaftlers, hier: des Kulturanthropologen. (Zu Schwierigkeiten der 'translation' und zu Kontroversen hierüber vgl. Feleppa 1988, 190-245.) Wenn nun ein Japaner zu anderen Gelegenheiten und mit anderer Bedeutung als ein (West-)Europäer 'lächelt', dann zeigt das Beispiel, wie prekär eine 'translation' (hier: "lächeln") ist. Sie setzt bereits die Kenntnis

¹³ Wir setzen *translation* im Sinne Feleppas in einfache Anführungsstriche.

von der Bedeutung des (hier: japanischen) 'Lächelns' in der Ausgangskultur - also das, was es erst zu verstehen gilt, - voraus. Um diese Kenntnis zu erwerben, wäre eine neutrale Kommunikation mit dem heterokulturellen Informanten nötig. Die Möglichkeit zu einer echt neutralen Kommunikation wird aber mit den vorstehenden Überlegungen bestritten.

"Carnap suggests that we ask what the subject would say in certain imagined situations but this presumes that we know what we are asking the subject in translating the expressions we have for conveying those imaginings in his language." (Feleppa 1988, 31)

(Vergleiche die ausführliche Besprechung einschlägiger linguistischer Probleme bei Feleppa 1988, 1-50).

Die Diskussion konzentriert sich auf denotative Behauptungen. Damit treten die behandelten Untersuchungen in einigen Hinsichten - z. B. den Konnotata - zu kurz. In anderer Hinsicht scheinen Argumente über das uns hier interessierende Ziel hinauszugehen, so z. B., wenn Äquivalenzargumente auftreten. Interkulturelle Vergleichbarkeit fordert nach unserem Verständnis nicht Bedeutungs- oder Sinnäquivalenz, sondern skoposbedingte Sinnadäquatheit (vgl. Reiß + Vermeer 1991, 124-170; zum Skopos kulturanthropologischer Forschung s. Kiefer 1977, 107, zit. b. Feleppa 1988, 213). Wir möchten auch stärker über sprachliche Aspekte hinaus zur holistischen Betrachtung eines Sichverhaltens übergehen, weil wir von dem Grundsatz ausgehen, daß translatorisches Handeln über sprachliches Handeln hinausgeht (vgl. hierzu die Besprechung anthropologischer Ansätze bei Feleppa 1988, 51-107). In dieser Hinsicht treten alle nur-linguistischen Untersuchungen zu kurz. Dies wird in indirekt in einer Bemerkung Feleppas (1988, 48) deutlich, der wir deshalb ein Fragezeichen hinzusetzen möchten:

"Physics is a kind of ultimate source of facts. It provides final justifications to any purportedly warranted claim about factual states, events, and processes."

Wir glauben nicht, daß die Physik nach dem heutigen Wissensstand tatsächlich eine "ultimate source of facts" ist - oder das "ultimate" wäre auf eben diesen Wissensstand ausdrücklich zu relativieren. Zur Widerlegung des Glaubens an die Faktizität brau-

chen wir nicht in die Atomphysik hinabzusteigen, sondern können im gewohnten Mesokosmos bleiben. Wir beziehen in einer holistischen (Translations-)Theorie nicht-denotative Phänomene mit ein. -

'Translation' hat seit alters zwei Bedeutungen: die 'Übersetzung' von Elementen einer Ausgangs- in Elemente einer Zielkultur (wenn ich z. B. englisch *fence* mit deutsch *Zaun* übersetze) oder: das 'Hineintragen' (Feleppa 1988, 207) von Elementen einer Ausgangs- in eine Zielkultur.¹⁴ Letzteres ist die Bedeutung von Feleppas 'translation' und Voraussetzung, heterokulturelle Phänomene zu verstehen.¹⁵ Doch es ist höchst unwahrscheinlich, daß alle Menschen 'die Welt da draußen' auf die gleiche Weise sehen, so daß genau eine 'Weltsicht' existiert und als Ausgangspunkt für interkulturelle (auch interidiokulturelle) Vergleiche genommen werden könnte (ib. 2). Es ist unwahrscheinlich, daß es innerhalb einer Kultur nur eine 'Weltsicht' gibt. Weltsichten sind zum (größten?) Teil individuell. Feleppa ist sich daher mit Anthropologen und Philosophen darin einig, Voraussetzung für 'translations' sei lediglich "the prior assumption that source- and receptor-language speakers share *beliefs*" (ib. 3). Also: ich glaube (= nehme an), daß ich glaube (= halte für zutreffend - Philosophen sagen: für wahr halten), daß p.

¹⁴ Historiker würden hier Schleiermacher zitieren. Man kann mindestens bis auf Cicero zurückgehen. - Auf der denotativen Ebene ist das Problem oft erörtert worden. Vgl. die folgende Argumentation und Argumentationsweise (Feleppa 1988, 24): "To cite a well-worn example, the property of being human is supposedly identical with that of being a rational animal, while the supposedly coextensional property of being a featherless (unplucked) biped is not. On the basis of what criteria, then, are these distinguished? The problem is the same as the one involved in justifying the idea that 'Humans are rational animals' is analytic, while 'Humans are featherless bipeds' is not, or in saying 'human' and 'rational animal' are synonymous or have the same intension."

¹⁵ Beschreibt man Interaktion als einen Reiz-Reaktions-Prozeß (stimulus-response process), so bedeutet das hier Gesagte, daß jederzeit die Gefahr besteht, daß ein Reiz (z. B. *das Lächeln eines Japaners*) bei einem Heterokulturellen (z. B. *einem Mitteleuropäer*) die 'falsche', d. h. nicht intendierte bzw. nicht situationsadäquate, Reaktion hervorrufen kann. Wichtig ist, daß das Lächeln des Japaners erst 'verstanden' wird, wenn es japanisch und nicht europäisch interpretiert wird. Wie es dann bezeichnet wird (ob z. B. als *Lächeln* oder anders), ist eine sekundäre, hier nicht weiter zu erörternde Frage. Allerdings ist die Bezeichnung im Alltagsleben mit dem Bezeichneten gekoppelt.

Dieser zunächst individuelle 'Glaube', der Interaktion sozusagen zu einem trial-and-error-Verfahren macht, wird qua biologischer Bedingungen und Enkulturation (wir erinnern wieder an die Dreiteilung in Idio-, Dia- und Para-Ebenen) durch regelhafte Erwartungen (vgl. Feleppa 1988, 161-189) teilweise entindividualisiert. Interaktion ist, um überhaupt möglich zu werden, (weitgehend) konventionell und damit regelgeleitet und nur in dem Maße unbestimmt, wie jede Konvention und Regel einen Unbestimmtheitsgrad aufweisen. Auch Erwartung(shaltung)en sind konventionalisiert. (Zu "Konvention" s. Lewis 1969; dazu Feleppa 1988, 163-165; zu Sanktionen auch Göhring 1978; Einwände gegen Lewis bei Vermeer 1986, 72-74; zu ex- vs. impliziten Regeln: Feleppa 1988, 165-167; vgl. auch Heger 1969; zum grundsätzlich intrakulturellen Charakter von Erwartung[shaltung]en: Witte 1987 et passim.)

Feleppas (1988, 162) Lösung für interkulturelle Kommunikation [und allgemeiner Interaktion]¹⁶ liegt auf derselben Linie.

"As these conventions are in fact constitutive of complex coordination equilibria, the analytical 'hypotheses' that serve to correlate the linguistic conventions and rules of one language with those of another themselves represent coordination equilibria and are thus themselves conventions."

Interaktion kann dann im Spielraum zwischen "getting along", wie sich Goodenough ausdrückte (Feleppa 1988, 59), und dem Versuch zur Optimierung einer Skoposrealisierung (wie es die Skopostheorie vorsieht) vor sich gehen.

Nun hat "Regel" (*rule*) zwei Bedeutungen (Feleppa 1989, 169): Sie kann deskriptiv sein und hat damit den Charakter einer Hypothese oder präskriptiv als Regel im engeren Sinn, d. h. als im- oder explizite Vorschrift. Für die 'translation' heterokultureller Phänomene hält Feleppa mit anderen, da 'translation' regelgeleitet ist, ein die Regeln auflistendes "translation manual" für geeignet, das präskriptiv verwendet werden kann. Wir möchten derartige Regeln für unsere anders gelagerten Zwecke, der Transla-

¹⁶ Feleppa selbst hält die nonverbale Interaktion aus Gründen der sauberen Argumentation fern. Mit Quine (und anderen) glaubt er, daß physi(kali)sche Phänomene eindeutiger seien als sprachliche und diese daher gesondert zu betrachten seien.

tion in unserem Sinn, relativierend von der Skoposregel als hierarchisch höchster Translationsregel abhängig machen (vgl. Reiß + Vermeer 1991). Feleppa als Philosoph, Linguist und Anthropologe hat andere Zielsetzungen. Er will sich ein heterokulturelles Phänomen verständlich machen.

"We [die Kulturanthropologen] wanted to know *about* other societies, not how to be competent in the things their members are expected to be competent in. [Letzteres ist das erste Ziel des Translators.] Our best ethnographies were, to be sure, coming from people whose interests and circumstances led them to want to know how to operate successfully with people in other societies on their terms, or, at least, to communicate with them competently about their activities and beliefs in their language." (Feleppa 1988, 199f)

Die Kompetenz, "how to operate successfully with people in other societies on their terms", an Interessenten zu vermitteln ist auch die zweite Aufgabe des Translators als Konsultant (Ammann + Vermeer 1990). Der Kulturanthropologe hilft, das hierzu nötige (Meta-)Wissen zu erwerben. Dazu braucht er das "conceptual scheme" der betreffenden Kultur nicht selbst (wie ein Einheimischer) zu kennen (es gibt höchstwahrscheinlich gar nicht nur eins), sondern kann es durch ein anderes (eigenes) gleich effektives ersetzen (Feleppa 1988, 200). Translator und Konsultant werden sich idealiter jedoch nicht mit einem Ersatz zufrieden geben, daß ein eigenes "scheme" ein heterokulturelles gleich gut ersetzen könne. (Zur Reichweite der Möglichkeit vgl. wiederum Witte 1987 et passim zur Prägung in der eigenen Kultur.) Im Gegenzug braucht der Translator-Konsultant den kulturanthropologischen Wissenschaftsjargon nicht (oder allenfalls nur teilweise) zu beherrschen, um seine Aufgaben dennoch erfüllen zu können. (Diese Bemerkung erstreckt sich unserer Meinung nach auch auf linguistische Metasprachen.)¹⁷

¹⁷ Natürlich schaden Kenntnisse nicht! Um Feleppa (1988, 207) ein wenig auf die Kunden eines Konsultanten hin umzuinterpretieren: "All the [...] formal criteria of adequacy that one could demand of [an ethnologist's "manual of translation"] necessarily involve its successful and maximally efficient employment by 'outsiders' to the source culture. It is written [...] for them." - "[T]he rules one learns from the translation manual are *not* the rules of the society, but rules that enable an outsider [...] to get along. Ideally, these rules [...] will enable one to get on *as well* as if one understood the native's rules." (Feleppa 1988, 283³²)

(20) Einen weiteren fruchtbaren Ansatz zu einer kultursensitiven Vergleichstheorie bringt unserer Meinung nach Matthes (1992b) aus dem Bereich der Sozialwissenschaften. Er sei hier kurz nachskizziert und ein wenig weitergeführt.

Ausgangspunkte sind: die Unbewußtheit kulturellen Sichverhaltens, das damit - zumindest zunächst - nicht exakt definierbar ist, und die Unbestimmtheit (fuzzy ends, Unsicherheitsmarge) jeder Kultur. - Das läßt sich näher bestimmen. In einer Zusammenfassung unserer Kulturtheorie schreibt Witte (1994):

"The definition of *culture* is meant to refer to a *dynamic* concept, that is, the delimitation of any cultural unit depends in each case on the perspective of the observer/interactant (group of observers/interactants) and his/their respective purpose of analysis."

Der hiermit angesprochene dynamische Aspekt von Kultur kann nun in einem weiteren Schritt zur Auffassung von Kultur als einem Prozeß entwickelt werden. Diesen Schritt hat unserer Meinung nach Matthes vollzogen. Kulturen (Plural) werden bei ihm als aufeinander bezogene Prozesse gesehen (vgl. auch Matthes 1992c, 86-88). Ein Kulturenvergleich ist dann Element eines (!) der Prozesse, der mit 'dem' anderen in Wechselwirkung (!) steht.¹⁸ (Vgl. Matthes 1992c, 95; zur Problematik des bestimmten Artikels und des Singulars vgl. Vermeer 1990 zu -em-Einheiten; vgl. Witte 1987; vgl. dazu Aoki 1992;¹⁹ Matthes 1992c, 77 und 81-84; s. unten zur Relativität.) - **Sprache ist ein 'sistierter' (verdinglichter) Vergleich.** (*Das ist ein Baum* heißt: Der perzipierte Gegenstand erscheint mir jetzt wie das, was ich als *Baum* zu bezeichnen gelernt habe. - Vgl. hierzu unten *Die Welt als Prozeß*.) - Ein Vergleich, der mittels einer Sprache formuliert wird, ist der Vergleich eines je (sprach-)spezifischen Vergleichs.

Praktisch bedeutet Kulturenvergleich, etwas (Prozeßelemente, wie z. B. Gegenstände - Plural!) mit Hilfe eines Vergleichs im Rah-

¹⁸ Matthes (1992c, 90) spricht von "Nostrifizieren".

¹⁹ Aoki bleibt insofern auf halbem Wege stehen, als er letzten Endes wieder genau 'alles' übersetzen will und nicht sieht, daß von seinem kultursensitiven Ansatz aus Übersetzen immer nur ein Prozeß von einer Kultur aus (Witte 1987) und für *einen* Skopos ist. Es geht also nicht um 'genau alles', sondern um das, was in einer gegebenen Situation als skoposadäquat relevant erscheint. Das 'genau Alles' wäre eine Sondersorte der Translation und im übrigen ein per definitionem nicht realisierbares Ideal.

men eines spezifischen Prozesses zumindest momentan zu sistieren. Das aber führt eben nicht zu einem (objektiven) Vergleich, sondern ist (subjektive: individuelle/gruppenspezifisch-intrakulturelle) Zuordnung (Matthes 1992a, 7), also Einvernahme in *eine* Kultur. Dagegen sollte echter Vergleich als Prozeß überhaupt erst die Herausbildung (Prozessierung) der zu vergleichenden Kulturen sein (ib. 8). Kulturen entstehen sozusagen erst im (reflektierenden) Vergleich. (Vorher sind sie vage und unbewußte Sichverhaltensweisen; vgl. die Kulturemtheorie: Vermeer 1991.) - *Haus* entsteht als Ausdruck in einem Prozeß der Vertextung, zu welcher in einem anderen intentional gleichgerichteten Prozeß *maison* entstehen könnte. Als "intentional gleichgerichtet" sind zwei Prozesse dann anzusehen, wenn die Aktanten hierüber Konsens (Matthes 1992a, 3) erreichen (und dadurch die situationssensitive Entscheidung *Haus* = *maison* treffen). Solcher Konsens kann (z. B. in einer schriftlichen Vertextung) als vorläufiger durch einen vorgestellten (imaginierten, gedachten) Diskurs in einem Aktanten erreicht werden. (*Ich glaube, daß du/X zustimmen könntest*], *wenn ich meine, daß Haus für mich ein adäquater Ausdruck ist, wenn in dieser Situation meiner Meinung nach für dich/X maison ein adäquater Ausdruck wäre.*- Vgl. Translation als Informationsangebot.)

Mit dieser Einstellung ist natürlich nur ein relativer Konsens und damit relativer Vergleich von einer der beiden Kulturen als Prozesse her zu erreichen. Aber auch das ist schon viel. Vielleicht ist es 'alles'.

Letzten Endes wird aus dieser Sicht 'alles' in Prozesse aufgelöst. Und warum nicht? Jeder Gegenstand (z. B. *ein Baum*, *ein Haus*) kann als in einem gegebenen Moment sistiert gedachter Prozeß aufgefaßt werden (Bäume wachsen, blühen und vergehen; Häuser werden geplant, gebaut und verfallen irgendwann oder werden abgerissen). Vielleicht darf hier auf atomphysikalische Weltansichten verwiesen werden; auf die biologisch mögliche Sicht eines Ameisenhaufens als ein Organismus aus vielen Elementen; darauf, daß im Mittelalter Geld nicht unbedingt als fertige Münze existierte, sondern ad hoc zugewogen wurde; auf Sprachstrukturen, in denen Gegenstände als Prozesse interpretiert zu werden scheinen - gleichgültig, ob dies den Sprachbenutzern zu einem

(späteren) gegebenen Zeitpunkt bewußt wird oder nicht -: zum Sora und Tamil vgl. Vermeer (1969a, 241f bzw. 203). Zu unterschiedlichen Darstellungsweisen vgl. Chinesisch mit Englisch als 'Tonsprache' (Kaznelson 1974); evtl. Baskisch mit der Möglichkeit, Nomina zu konjugieren und Verba zu deklinieren. Vgl. auch den Begriff der Lüge unter zeitlichem Aspekt: Inwieweit und unter welchen Bedingungen galt gestern bzw. gilt morgen, was heute gesagt wird? Usw.

Die Konsequenzen aus einer prozeßhaften Betrachtung des Kontinuums möglicher Welten sind für die vorliegende Betrachtung:

(a) Gegenstände sind als sistierte Prozesse im Gesamtprozeß betrachtbar (vgl. das Bild vom Fluß, dessen Wasser mit unterschiedlicher Geschwindigkeit dahinströmt).

(b) Translation vergleicht Sistierungen (aus einer Zeit oder verschiedenen Zeiten) und benennt sie skoposadäquat fallspezifisch. (Wörterbücher sind Angebote mehr oder minder zufälliger fallspezifischer und bedingt generalisierbarer Sistierungen.)

(c) Sieht man Translate als Einführung von Elementen ursprünglich heterokultureller Herkunft in eine Zielkultur an, so fragt sich zweierlei:

(c₁) Was bedeutet die Einführung fremdkultureller Elemente? Nach den im vorliegenden Theorieansatz entwickelten Gedanken kann ein solcher 'Import' bei konkreten Gegenständen direkt erfolgen (*Kiwifrüchte werden in Deutschland eingeführt*); bei 'abstrakten' Gegenständen, für deren Vermittlung ein Interaktionsmittel, z. B. eine Sprache, nötig ist, und bei allen nur vermittelt einführbaren Gegenständen (z. B. einer Theorie) kann die Vermittlung mit fremd- oder eigenkulturellen Mitteln geschehen (z. B. durch Einführung eines Fremdworts oder durch Benennung mit ziel-sprachlichen Mitteln). In allen drei Fällen (Direktimport, vermittelter Import mit fremd- oder eigenkulturellen Mitteln) bekommt das importierte Phänomen in der Zielkultur zumindest andere Konnotationen und insgesamt einen anderen Stellenwert, als es in der Ausgangskultur hatte. Es wird zu einem zielkulturellen Phänomen.

(c₂) An welcher Stelle tritt ein solches Element in den Gesamtprozeß ein? Wie wird es in den zielkulturellen Prozeß aufgenommen? Wie verhält es sich an der betreffenden Stelle zum Ge-

samtprozeß? - Oder umgekehrt: Wo und wie muß es eingeführt werden, damit es sich in bestimmter Weise verhält und integriert?

(d) Eine weitere Konsequenz gerade für translatorisches Handeln ist die Relativierung des Vergleichs und damit des Handelns selbst: Translatorisches Handeln ist im Grunde nur fallspezifisch und darin skopos- und (damit auch) adressatenspezifisch möglich. Das ist seine Einschränkung und zugleich seine 'Bedingung der Möglichkeit'. (Das heißt nicht, daß es keine allgemeine Translatologie über dem translatorischen Handeln geben kann. Es heißt auch nicht, daß überindividuelle Regeln - z. B. zu sog. Fertigkeiten - verfehlt wären; aber sie müssen allemal im Einzelfall auf ihre Brauch- und Anwendbarkeit geprüft werden.)

(e) Ähnlich wie für translatorisches Handeln können aus der Betrachtung von Kulturen als Prozessen auch - dies sei nur am Rande erwähnt - Konsequenzen für das Fremdsprachenlehren und -lernen gezogen werden. Auch hier würde es dann nicht mehr (vorrangig) um die Vermittlung und Erlernung 'sistierter' Elemente (Wörter und Phrasen in Vokabellisten mit festgesetzter [das ist ein Zustandspunkt!] heterolingualer Entsprechung gehen, sondern auch (wir wollen uns vorsichtig ausdrücken) darum, ein Bewußtsein zu wecken für je wechselnde Verhältnisse in Situationen und - da diese ja wegen ihrer Menge im einzelnen nicht erlernbar sind - Situationstypen, also um Bewußtmachung situations(typen)sensitiver kognitiver und emotiver Verwendungsweisen. - Im übrigen scheint ein solcher Ansatz im Fremdsprachenlehren und -lernen eine bessere Voraussetzung für die Lehre und Erlernung translatorischen Handelns zu sein als die bisher immer noch geübte Methode, die letzten Endes immer wieder zum Wort- und damit wörtlichen Übersetzen und nicht oder nur schwer zu einer kultursensitiven kommunikativen Translation führt.²⁰

²⁰ Im gleichen Band wie Matthes kritisiert Stagl (1992) den Relativismus, den "radikalen", wie er anschließend einschränkend sagt (ib. 147), aber nicht durchhält. Darunter versteht er einen Relativismus, der "behauptet, daß alle Kulturphänomene nichts anderes als Ausdrucksformen oder Instrumente verschiedener Standpunkte und insofern gleich gut (oder gleich schlecht) seien". Mit dem allzu einseitigen "nichts anderes als" wird ein selbstimmunisierender "Türke" aufgebaut. Vorher hieß es, naturwissenschaftliche Erkenntnisse strebten nach überkultureller Allgemeingültigkeit. Eine mögliche Haltung wäre ja z. B., daß eine (durch naturwissenschaftliche Forschung intendierte) objektive Realität kulturspezifisch

(21) An dieser Stellen seien Gedanken aus einem kulturhistorischen Referat eingeschoben (Espagne 1994).

Jeder Vergleich schreibt die verglichenen Phänomene fest, "sistiert" sie, wie wir es an anderer Stelle nennen (vgl. unten *Die Welt als Prozeß*).

"Comparer deux objets signifie les opposer pour énumérer leurs ressemblances et leurs différences et, par un glissement qui n'est guère évitable, pétrifier les oppositions. On ne peut comparer en effet que ce qui n'est pas confondu." (Espagne 1994, 112)

Gleichgültig, ob man von einer Prozeß- oder, wie Espagne, einer Objekttheorie (mit *glissements*) herkommt, geschieht die Sistierung unserer Meinung nach jeweils doppelt: Momente werden 'angehalten', damit sie in einem darauffolgenden Akt verglichen werden können, und Verglicheses wird 'beibehalten', damit die Objekte, wie Espagne sagt, nicht ineinander verschwimmen (womit sie verändert würden), sondern säuberlich getrennt zur Nachprüfbarkeit und folgenden Verarbeitung des Vergleichs 'bestehen' können.

Espagne (1994, 113) behauptet sodann:

"Le *tertium comparationis* entre les deux termes d'une comparaison est en principe indispensable."

überformt wird. Ist das zu fein gemahlen? Vermeer vertritt, was er einen "relativen Relativismus" nennt. Typisch, daß bei Stagl (147) Relativismus (sic - ohne Epitheton im Text, gemeint ist wohl sein Radikalenkonstrukt) und Marxismus gleich in eine Büchse geworfen werden. (Koller 1992, 212, tut das mit Bezug auf Vermeer zur gleichen Zeit auch; nur spricht er nicht von radikalem Relativismus, sondern eben vom Vermeerschen - oder von jedem?) - "Für den radikalen Relativismus ist die Wahrheit, daß es keine Wahrheit gibt." (Stagl 1992, 147) Das ist eine unwissenschaftliche Übergeneralisierung. Der Relativismus kennt eine relative Wahrheit, d. h. eine auf eine (Idio-, Dia-, Para-)Kultur bezogene, allerdings keine absolut(istisch)e. Man darf (in der Wissenschaft?) das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und nicht nur schwarz-weiß malen. Doch Stagls Zickzackkurs geht weiter: Etwas später akzeptiert er kulturspezifische Wahrheiten (ib. 153-163), um zum Schluß eine "Kultur der Menschheit" (162) zu behaupten ("Einzelkulturen [...] kann man als Explikationen der impliziten Kultur der Menschheit ansehen"), und das ist - mirabile et horrible dictu - die der westlichen Wissenschaft (163: "Kulturen, die lebendig bleiben wollen, müssen zu einer Synthese mit der westlichen Wissenschaft kommen.") Das nicht zu akzeptieren, nennt er "schwächlich" (163). Tröstlich das Postskriptum (163): Stagl habe selbst seine Freunde nicht mit seinen Vorstellungen überzeugen können.

Im "en principe" liegt eine Einschränkung der Behauptung. Wesentlich ist aber, daß im üblichen Fall des interkulturellen Vergleichs dieser immer von *einer* Seite ausgeht (vgl. dazu bereits Witte 1987 et passim). Espagne (ib.) fährt denn auch fort:

"Or cette médiation, dans le cas de comparaisons entre nations, risque fort d'aboutir à la projection d'un point de vue strictement national."

Man kann die Behauptung ruhig verallgemeinern. Wer vergleicht, geht unabweislich von seinem Standpunkt aus. Das aber heißt: Sistierung als Voraussetzung für einen Vergleich, Aufstellung eines tertium comparationis, damit Vergleich selbst und seine Folgen geschehen *in einer* Kultur, gehören ihr an und sind daher einseitig. (Das muß man sich beim Vergleichen bewußtmachen.) Echte Interkulturalität würde ja eigentlich fordern müssen, daß jeder Vergleich symmetrisch und umkehrbar bikulturell ist. Das ist nicht der Fall. Es würde sich schnell erweisen, daß Vergleiche nicht bikulturell symmetrisch sind noch sein können. (Zum Beispiel deshalb nicht, weil sie von verschiedenen Personen als Mitgliedern verschiedener Kulturen von je verschiedenen Standpunkten aus durchgeführt werden müssen; vgl. Witte 1987 zur sog. 'Bikulturalität'.) So heißt es denn jetzt auch bei Espagne (1994, 113) mit dem engeren Blick auf den Vergleich zwischen eigener und fremder Nation:

"Le problème principal tient à la position de l'observateur. On ne fait souvent que comparer soi-même à l'autre. Le niveau où s'opère la comparaison ne correspond dès lors qu'à une extension de la dimension subjective et nationale."

Espagne geht sodann auf spezifischere Probleme ein. Vergleiche zwischen zwei Kulturen müssen eine dreifache Schwierigkeit überwinden: die Asymmetrie des nur scheinbar Gleichen (Espagne 1994, 113, verwendet das gleiche Beispiel der Kirchen, bezogen auf Frankreich und Deutschland, das wir mit Bezug auf Spanien und Schweden verwendet haben; vgl. Vermeer 1992a, 1.338) und dabei vor allem die Asymmetrie der historischen Zeit (und des Ortes und der Relationen - s. unten) und die Asymmetrie der vergleichenden Wissenschaftsdisziplin - französische *eth-*

nologie und deutsche *Volkskunde* haben unterschiedliche Voraussetzungen;

"il y a au fond peu de comparaisons possibles si l'on va au delà de la constatation que le terme de *Volkskunde* est traduit la plupart du temps par 'ethnologie'" (Espagne 1994, 114).

(Im übrigen wird "Volkskunde" heute kaum mehr verwendet.) Andererseits können gerade unterschiedlich benannte Forschungsrichtungen Vergleichbarkeitsmomente enthalten, z. B. die deutsche Philologie und die französische "science sociale" im 19. Jh. (Espagne 1994, 114).

Vergleiche berühren immer das ganze Netz interdependenter Phänomene, aus denen ein Moment zum Vergleich ausgesondert wird (Espagne 1994, 116). [Man wird an die Atomphysik erinnert: Mißt man die Masse eines Teilchens, beeinflußt man seinen Ort und umgekehrt usw.] Im interkulturellen Vergleich hat der Vergleichende bereits seine kulturspezifischen Vorstellungen von der jeweils anderen Kultur. Von solchen Vorstellungen geht er beim Vergleichen aus. Sie gehen in seine Vergleichshandlung und deren Ergebnisse mit ein (vgl. Espagne 1994, 117f).

(22) Auch die um die Evolutionäre Erkenntnistheorie gruppierbaren Wissenschaftler lehnen eine Letztbegründung von Vergleichbarkeit ab (vgl. Irrgang 1993, 130). Eine relative Begründbarkeit wird darin gesehen, daß sich Annahmen bewährt haben und wissenschaftliche Theorien sich gegenseitig stützen (daß 'es' - für einen gegebenen Zweck - 'funktioniert'). Theorien werden damit zu Axiomen und wirken wie solche. Wissenschaftliche Aussagen sind Metaphern. (Vgl. Vollmer 1983 zum "Hypothetischen Realismus".) Unter dieser Prämisse werden dann wiederum Vergleiche als komparative Beobachtung "real" gegebener Phänomene angestellt (vgl. z. B. Sager 1995, 11-15, zum "Display").

In der Biologie glaubt Riedl (1987) an eine genetische Grundlage für die Fähigkeit zu vergleichen. (Zur angeborenen Fähigkeit vgl. auch Vollmer 1983.)

"Abstraktion als Wahrnehmung von Wiederholung oder Koinzidenz hat eine genetische Grundlage." (Irrgang 1993, 118)

Erkennen wird

"als gleiches Reagieren gleicher Materiestrukturen definiert - Moleküle erkennen einander an den Geometrien und Ladungsverhältnissen ihrer Oberflächen -, wobei Wiedererkennen auf Symbolik beruht und keine Ähnlichkeit implizieren muß" (Irrgang 1993, 118, mit Bezug auf Riedl 1987, 45f)

Wichtig ist der Hinweis, daß keine (formale) Ähnlichkeit impliziert sein muß. (Irgendeine, z. B. funktionale, Ähnlichkeit muß angenommen werden, um überhaupt einen Vergleich initiieren zu können.) So kann z. B. die 'heilige Kuh' der Inder mit 'Frauchens Hundchen' oder dem Auto der mitteleuropäischen Kultur verglichen werden.

In dieser Beschreibung wird nicht erklärt, wieso Strukturen zu gleicher Reaktion führen und was "Symbolik" heißt. Vielmehr handelt es sich hier um ein a priori, das auch für andere menschliche Fähigkeiten und Tätigkeiten *gesetzt* wird. Mit der folgenden Aufzählung ist man dann aus dem Erklärungsmodus heraus und zur Deskription übergegangen. Irrgang (1993, 119) zählt nämlich (mit Bezug auf Riedl 1987, 103) eine ganze Reihe solcher Vorgegebenheiten auf, die lediglich mit einer Entwicklung von rund drei Milliarden Jahren 'begründet' werden, welche eben ihre Funktionsfähigkeit erwiesen habe (Irrgang 1993, 117, mit Verweis auf Riedl 1981, 63 und 117):

"Universalien, Hypothesen über Raum und Zeit, Wahrscheinlichkeit, Vergleichbarkeit, Konstanz und Gestaltphänomene sowie universelle Phänomene des Sozial-, Aggressions- und Kommunikationsverhaltens sowie die Grundantriebe zu Kunst und Wissenschaft, Metaphysik und Religion".

Oeser (1988, 53) sieht - nicht nur auf sprachliche Phänomene bezogen - in Begriffen "abstraktiv verdichtete und verkürzte Handlungsschemata", die auf Grund ähnlicher Reaktionen entstanden sind (Irrgang 1993, 124). Auch hierfür wird wieder wie bei Riedl (1987, 45f) keine Begründung gegeben. Man glaubt auf sie zugunsten einer bloßen Plausibilitätsannahme verzichten zu müssen. Nach Riedl (ib.) handelt es sich bei "gleiche[m] Reagieren gleicher Materiestrukturen" "unter Normbedingungen" schlechthin um ein "Grundprinzip". Die Fähigkeit zu vergleichen beruht auf

einer in Jahrmilliarden ausgebildeten und genetisch verankerten Erfahrung (Riedl 1987, 25).

Aus der vorstehenden knappen Darstellung einer biologisch-philosophisch ausgerichteten Erkenntnistheorie lassen sich drei Folgerungen für eine Vergleichbarkeits- und damit auch für eine Translationstheorie ziehen, die deshalb an dieser Stelle kurz angeschnitten seien:

(a) Der Mensch kann (und muß) sich bis zu einem gewissen Grad vertrauensvoll auf eigene Erfahrungen und auf solche von Mitmenschen, auch auf Erfahrungen aus Vorgenerationen, verlassen, in der Annahme, daß das, was sich bis dato bewährt hat, auch noch für eine (kürzere oder längere) Zukunft gelten wird.²¹

(b) Jede Norm und Konvention gilt nur "unter Vorbehalt" (d. h., solange sie funktioniert).

(c) Wenn Begriffe verkürzte Handlungsschemata sind, läßt sich als ein mögliches Verfahren zum Verstehen eines Begriffs (und evtl. dessen Ausdrucks) und zu seiner Translation vorschlagen, daß fallspezifisch unterschiedlich weit, d. h. ausführlich, auf das ursprüngliche Handlungsschema zurückgegangen wird und man von dort her evtl. auch zu einer neuen Benennung kommt. Das Handlungsschema fungiert dabei sozusagen als tertium comparationis, von dem aus eine Beschreibung oder neue Benennung erreichbar wird. Handlungsschemata sind kulturspezifisch.

Beispiel: X weiß nicht, was eine brasilianische *caipirinha* ist. Er läßt sich das Rezept für die Zubereitung geben (der Rückgang auf das Handlungsschema) und kann nun angeben, daß es sich um ein Getränk aus Zuckerrohrschnaps mit Limonenscheiben oder -stücken, Rohrzucker und Eis handelt. Anschließend läßt sich z. B. des weiteren entscheiden, ob der brasilianische Terminus dafür in einem deutschen Translat beibehalten / dabei mit einer erweiternden Erklärung versehen / durch eine deutsche Bezeichnung 'übersetzt' wird / ...

21 Nach Berne (1983, 233-235) bleiben Sichverhaltensweisen (Berne spricht von "Spielen") über mehrere Generationen konstant: "Spiele werden von Generation zu Generation weitergegeben. Das Lieblingsspiel jedes einzelnen Individuums läßt sich bis auf seine Eltern und Großeltern zurückverfolgen und bis auf seine Kinder weiter in die Zukunft hinein projizieren; sie ihrerseits bringen es später den Enkeln bei, wenn nicht irgend jemand erfolgreich interveniert. Die Spiel-Analyse vollzieht sich also in einer Art historischer Matrix, die nachgewiesenermaßen bis zu hundert Jahre in die Vergangenheit zurückreicht und sich mit großer Zuverlässigkeit bis auf etwa 50 Jahre in die Zukunft hinein projizieren läßt."

3 - Versuch, Vergleichbarkeit auf Grund der angeführten Literatur zu bestimmen

Wir können jetzt den knappen Überblick über die herangezogene 'fruchtbare' Literatur zur Vergleichbarkeit zu einem vorläufigen 'Angebot' einer Quasilösung zusammenfassen.

Vergleichbarkeit als eigenes Problem kann durch folgende in gewissem Sinn rekursive oder sogar tautologische Theorie (Annahme) 'gesetzt' werden. Vergleichbarkeit geht in der allgemeineren Problematik der Weltkonstitution (Welt-Anschauung) auf (und muß dort implizit mitbehandelt werden).

(a) Wer vergleicht (z. B. ein Mensch X), existiert (lebt) in einem durch seine (X's) Handlungen mit ihren jeweiligen Skopoi und Handlungsinterpretationen in ihrem So- (einschließlich Werten) und (damit / insoweit?) Da-Sein mitkonstituierten und ihn (X) mitkonstituierenden Kontinuum möglicher Welten.²² X ist selbst Teil dieser Welt.²³ X vergleicht in dieser (seiner) Welt - d. h., setzt (nimmt an) als in dieser Welt vergleichbar (hinreichend ähnlich) - zwei Elemente der Welt,²⁴ welche (Elemente) X selbst in irgendeiner Weise, evtl. bei anderer Gelegenheit implizit, mitgeschaffen hat. X vergleicht somit, was er selbst unbewußt als vergleichbar gesetzt und dadurch vergleichbar gemacht hat.

(b) In der behaupteten Sicht gibt es also Vergleichbarkeit-für-X-zum-Zweck-z-in-der-Situation-S in einer von X explizit (bewußt) oder implizit (unbewußt) mitkonstituierten 'Welt'.

Beispiel: Wenn X zum erstenmal den Chimborazo sieht, kann X sagen: *Der Chimborazo ist majestätischer als der Montblanc*. X setzt nicht ausdrücklich hinzu: *meiner Ansicht/Empfindung / meinem*

22 "Welt" umfaßt hier den Makro-, Meso- und Mikrokosmos, 'Reales' und Gedachtes. - Vgl. Schmidt (1987, 46f); dazu Irrgang (1993, 178): "Wir erzeugen die Welt, indem wir sie leben. So komme es [laut Schmidt nach Maturana 1982] zum Aufbau gleichberechtigter unterschiedlicher Wirklichkeitsmodelle, der eine erkenntnismäßige Toleranz auch zwischen den Kulturen impliziere. Dies sei auch gut so, denn absolute Wahrheitsansprüche sowohl in theoretischer wie in praktischer Hinsicht führten notwendig zur Unterdrückung".

23 Die durch die beiden vorausgehenden Sätze behauptete Interdependenz signalisiert zugleich die nicht strikte Unterscheidbarkeit von Subjekt und Objekt.

24 einschließlich X' selbst (vgl. die Selbstreflexion).

Eindruck nach / wie mir scheint oder dgl. Aber beide Bergansichten werden durch X 'mitkonstituiert'. Y mag anderer Ansicht sein.

Vergleichbarkeit bedeutet Zuordnenkönnen als (hinreichend) ähnlich oder nicht-ähnlich (nicht Zuordnenkönnen); vgl. Vermeer (1972, 31). Ausdruck für Vergleichbarkeit ist u. a. die Metapher.

(c) Unter der (oben genannten) auf Grund allgemeiner Erfahrung plausiblen Annahme, daß diese Welt (die wir kennen) und damit die Lebewesen darin letztlich ähnlich strukturiert sind, kann zweitens angenommen werden, daß sich Menschen auf der biologischen Ebene hinreichend ähnlich verhalten, soweit keine anders gerichtete kulturelle Überformung eintritt, so daß auch Vergleiche unter dieser Bedingung in der 'praxis' (Sartre) hinreichend ähnlich ausfallen, um gegenseitig vergleichbar zu sein.

Wenn X einen Vergleich wie z. B. den des vorigen Beispiels anstellt, kann X annehmen, daß Y einen ähnlichen Vergleich anstellen und (z. B. verbal) ausdrücken würde. (Ähnlichkeit bedeutet nicht, daß X und Y zu einem ähnlichen Ergebnis kommen müssen, sondern, daß sie auf ähnliche Art und Weise Vergleiche anstellen können.)

(d) Auf kulturspezifischer Ebene wird die angenommene Vergleichbarkeit durch ähnliche Enkulturationen der Kulturmitglieder zwischen diesen Mitgliedern gefördert. Bei Sachverhalten, die einer kulturellen Überformung unterliegen, kann die vorgenannte biologische Bedingung allerdings um so fragwürdiger werden, je stärker eine kulturelle Überformung anzunehmen ist bzw. angenommen wird.

(e) Im alltäglichen Leben wird jeder Mensch - das scheint biologisch bedingt zu sein - von der Annahme (eigentlich ist es eine Überzeugung) ausgehen, andere Menschen agierten ähnlich wie er selbst. Für eine stringent sein sollende Theorie gilt: Im Grunde gilt Individualität allen Agierens. Aus Erfahrung - und dazu soll hier auch die Belehrung durch andere gehören, der zu vertrauen man aus Erfahrung gelernt hat, - kann allgemein angenommen werden, daß andere Menschen auf Grund ihrer biologischen Konstitution und bei hinreichend (das muß spezifiziert werden) ähnlicher Enkulturation sich in Grenzen ähnlich verhalten. Wie weit die Erfahrung reicht, kann erst wiederum 'durch Erfahrung' festgestellt werden. Die Extension von 'reichen' betrifft sowohl den

Umfang einer Erfahrung im Zeitpunkt t als auch ihre Reichweite in die Zukunft hinein, also die Dauer für einen Zeitraum T .²⁵ Jede Interaktion ist also lediglich ein Versuch zur Interaktion. Je mehr Daten aus dem Kontinuum der möglichen Welten einbezogen werden, desto 'sicherer' läßt sich der Sinn einer Handlung durch einen Rezipienten erschließen. (Hier liegt ein Grund für eine holistische Translationstheorie.) Je mehr Daten aus dem Kontinuum ein Produzent *implizit* in seine Produktion einbezieht, desto komplexer ist der Sinn einer Handlung bedingt und desto schwieriger wahrscheinlich die Eruiierung des Sinns durch einen Rezipienten. (Wir verweisen an dieser Stelle nochmals auf idio-, dia- und parakulturelle Unterschiede zwischen einem Produzenten und seinem Rezipienten[kreis].) Die vorgenannten biologischen und kulturellen Bedingungen bilden als Normen ('Gesetze') und/oder Konventionen ('Regeln') Hilfen zum rechten Verstehen.²⁶ Die vorstehenden Überlegungen führen in einer allgemein sein sollenden Theorie zu dem unten unter (4) ausgeführten eigenen Ansatz zur Vergleichbarkeit.

(f) Weil X im praktischen Leben nicht über seine Beteiligung an der Weltkonstitution nachdenkt, kann X auch da Vergleichbarkeit annehmen, wo sie nicht bewußt von ihm konstituiert worden ist. Die Grenzen der 'Berechtigung' zu einem Vergleich sind für einen Beobachter (einschl. X in der Selbstbeobachtung) nicht exakt angebar. Die Grenzen sind situations- und intentionsspezifisch. Die tatsächlichen Grenzen können von den von X erwarteten abweichen. Folgen einer Grenzüberschreitung müssen nicht offenbar werden. Eine andere Grenzüberschreitung findet da statt und hat u. U. schwerwiegende Folgen, wo X die Vergleichbarkeit-für-sich überschreitet und erwartet, daß z. B. Y den gleichen Vergleich zieht. Y kann (heftig) protestieren.

Beispiel: X jubelt *Du mußt zugeben, daß der Chimborazo einzigartig ist!* Y protestiert: *Ich ziehe den Montblanc vor.*

Die Grenzüberschreitung kann implizit erfolgen:

²⁵ Vergleiche: *Jemand wird als zuverlässig eingeschätzt.*

²⁶ Hier liegt unserer Ansicht nach ein Grund für einen holistischen Fremdverhaltens- statt eines primär auf Grammatik und Lexik ausgerichteten Fremdsprachenunterrichts. Vgl. Göhring (1978); Vermeer (1978).

X: *Der Chimborazo ist einzigartig!* - Y: *Ich ziehe den Montblanc vor.*

(g) Die ganze vorstehende Diskussion bringt uns nun keinen Schritt weiter als zu der Erkenntnis, daß X nicht über den Satz **Ich vergleiche, was ich als vergleichbar ansehe**, hinauskommt. Sobald X daraus eine generelle 'ist'-Behauptung macht (... was vergleichbar ist), was in der Praxis weithin geschieht und dem Bedürfnis nach 'handfester Sicherheit' entgegenkommt, können interpersonale Konflikte entstehen.

Auch diese Erkenntnis ist nicht neu. Stegmüller (1969, 1.141) schreibt:

"Was als verständlich erscheint, hängt vom gesamten geistigen Hintergrund der nach einer Erklärung verlangenden Person ab. [...] Verständlichkeit [...] ist eine Sache der *Gewohnheit*. Im Mittelalter hatte man sich daran gewöhnt, an Hexerei als Erklärungsgrund [für den Tod] zu appellieren; wir dagegen 'haben uns an Viren und Bakterien gewöhnt', weil wir so oft davon gehört haben."

(h) Intersubjektive Verständigung beruht also letzten Endes auf wohlwollendem Konsens (vgl. Künne 1990; weitere Lit. bei Vermeer 1986, 353.) Auch bei Kallmeyer (1977, 52) heißt es, Verständigung sei wechselseitiges Verstehen.

"Die Wechselseitigkeit besteht darin, daß die Beteiligten davon ausgehen, daß ihre Interpretationen übereinstimmen, und zwar in hinreichender Weise für die Verfolgung ihrer derzeitigen Zwecke. Die derzeitigen praktischen Zwecke umfassen alles das, was jeweils Ziel der Kommunikation bzw. von Teilaktivitäten in der Kommunikation ist."

"Verstehen ist also abzusetzen gegen [...] Akzeptieren von Partneraktivitäten und der durch sie entstehenden Anforderungen an das weitere Verhalten."

Halten wir also als Ergebnis unserer 'Umfrage' fest, daß Vergleiche und Vergleichbarkeit auf der Generalisierung individueller Annahmen beruhen. **Es gibt in dieser Welt nichts letztlich 'Handfestes'** (das Archimedes-Syndrom).

4 - Der eigene Vergleich(barkeit)sansatz

Wir haben Vergleiche angestellt und zugleich versucht, sie zu spezifizieren. Und wir haben einen Teil der Literatur, der sich mit Vergleichen befaßt, auf ihre Grundlagen und Methoden hin befragt. Wir beginnen jetzt, die Vergleichbarkeit selbst auf unsere Weise zu hinterfragen.

Merkmale und Merkmalmengen bis hin zu Texten 'existieren'²⁷ nicht isoliert, sondern in homo- und heterogener (z. B. situationaler) Umgebung. Merkmale sind Konstrukte, die aus größeren Entitäten herausisoliert werden. Es ist daher zu erwarten, daß zahlreiche Faktoren, darunter der Handelnde selbst und seine aktuelle Verfassung, die Umgebung der Handlung (der Kontext im Kontinuum der möglichen Welten) und die Handlungsintention (der Skopos) die Auswahl und die Eigenart - die 'Konstruktion' - von Merkmalen mitbedingen. Das bekannte Sprichwort "Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe" deutet genau auf diesen Umstand hin: "Dasselbe" wird in verschiedener Umgebung zu anderem. Jede Merkmalauswahl und schließlich jeder Vergleich muß also die "situationellen Umstände" (Eco 1972) des Vergleichs berücksichtigen. Die Wissenschaft weiß um die Faktoren, die einen Vergleich beeinflussen können. Nehmen wir als Beispiel den Vergleichenden selbst: Je nach seiner Disposition etc. und deren "historischer Tiefe" (z. B. aktivierbarem Vorwissen, wobei die Aktivierbarkeit [Evozierbarkeit, Erinnerung] wieder situations- etc. -abhängig ist) wird er in gegebener Situation Vergleichspunkte sehen oder nicht, sie für relevant halten oder nicht usw. (Vgl. auch Linnér 1964, 1-27.) Merkmale können für jemanden mehr oder minder klar hervortreten. Sie sind "relevant", "repräsentativ" usw. oder "unklar", "fraglich" usw. - kurzum, sie sind in ihrer Gewichtung auf einer nicht-graduierten Skala anordenbar. Merkmale treten vereinzelt, gebündelt, häufig, selten usw. auf. Vergleiche lassen Beziehungen zwischen Figuren von Texten, zwischen Autoren und von Autoren mit anderen Personen usw. -

²⁷ Zur Erinnerung: *existieren* als terminus sagt nichts über die Art der Existenz aus.

kurz: Intertextualität - erkennen.²⁸ - Im folgenden genügt uns nicht der Eindruck von Ähnlichkeiten, "ett utpekande av egenskaper för vilka läsarens uppmärksamhet i förväg har skärpts" (Linnér 1964, 3); wir wollen die Vergleichbarkeit als Problem hinterfragen. Das ist zweifellos auch für Fragen der Intertextualität wichtig - womit wir nahe beim translatorischen Handeln wären.

In einer Skizze zu Hieronymus (Vermeer 1992a) wurde gesagt, bei Hieronymus und in seiner Nachfolge gebe es für das Übersetzen keine Relativitätstheorie. Dazu noch ein paar Worte:

Bis in die heutige Zeit hinein wird zwar von sprachlicher Relativität und von Kulturspezifität gesprochen, die für das Übersetzen zumeist keine Transkodierung zuließen; doch wird häufig noch postuliert, daß es über den Einzelsprachen und -kulturen jeweils die "Idee" eines gemeinsamen, evtl. sogar universellen, Gegenstands gebe - man drückt es für gewöhnlich nicht mit dem platonischen Terminus "Idee" aus -; aber ein "über" den sprachlichen Ausdrücken und außerhalb ihrer stehendes tertium comparationis, das das Übersetzen sprachlichen und kulturellen Unterschieden zum Trotz erlaube, wird doch angesetzt. Eigentlich hat schon Humboldt mit dieser Chimäre aufgeräumt (vgl. auch die Kontroverse zwischen Vernay 1974 und Vermeer 1974; zur Geschichte des Begriffs vgl. Borsche 1990a). Die Sache muß an dieser Stelle nochmals kurz behandelt und gegenüber früheren Ausführungen um einige Gedanken erweitert werden. (Vgl. auch Barnes + Bloor 1985, 36-40.)

Zum Einstieg sei vorweggesetzt, was Benjamin [1914] (1991, 2.122) schrieb:

"Wiederum kann nicht die Gleichheit eines Elementes, sondern nur die Verbundenheit in einer Funktion die Vergleichbarkeit [...] erweisen."

Auch dies ist später noch zu relativieren.

Albert (1980, 197) meint:

²⁸ Linnér (1964, 25) erwähnt auch "den negativa komparationen", die Feststellung von Unähnlichkeiten. Auch sie beruht auf Vergleichen.

Unsere Weltperspektive, die sich in der Grammatik unserer Sprache ausprägt, scheint zumindest teilweise in unserer praktischen Einstellung verwurzelt und von unseren Bedürfnissen mitbestimmt zu sein: Unsere Unterscheidungen und unsere Entscheidungen hängen eng miteinander zusammen, auch im Bereich der wissenschaftlichen Tätigkeit."

- Um jedoch einfach anzufangen: Ein Vergleichsvorgang geht im allgemeinen wie folgt vor sich:

- *Intrakultureller Vergleich*

Die folgenden Überlegungen vereinfachen, um einigermaßen übersichtlich zu bleiben, das Phänomen des Vergleichs wahrscheinlich noch - oder wiederum - an einer entscheidenden Stelle: Es scheint, daß Erkenntnis (als Zuordnung) nicht so sehr aus einer einfachen Merkmalselektion mit anschließendem Vergleich als einfacher Relationierung zweier Phänomene (z. B. Merkmale) zustande kommt, sondern daß ein 'Vergleichsvergleich' hinzu kommt (der infinite Regreß wird anscheinend bald abgebrochen), d. h., daß jede Vergleichung (als Prozeß) den Einsatz mehrerer zunächst alternativer Vergleichsmodelle bedeutet, aus denen dann der für den Vergleichenden situationsspezifisch plausibelste Vergleich (und evtl. seine Verbalisierung, falls es dazu kommt) sozusagen als Sieger selektiert wird.²⁹

Um die Aussage *Das Fenster ist rot* machen zu können, müßte demnach methodologisch zuerst eine Merkmalselektion zu den in gegebener Situation als ausschlaggebend betrachteten Merkmalen für *Fenster* führen (in der Alltagspraxis werden derartige Überlegungen natürlich nicht Schritt um Schritt vorgenommen); die z. B. zu *Rahmen* führende Selektion würde als nicht hinreichend relevant ausgeschieden, so daß *Fensterrahmen* in der gegebenen Situation ökonomisch durch das kürzere ('einfachere'?) *Fenster* substituiert wird, ohne daß eine Beeinträchtigung der Verständlichkeit eintritt, und ein Farb'scanning' würde *rot* als in diesem Fall hinreichend passenden Ausdruck (z. B. aus *dunkelrot, rosa, braun-rot, braun, ...*) wählen lassen.

²⁹ Als plausibel wird hier der Vergleich bezeichnet, der jemandem situationsbedingt als der geeignetste erscheint. Das muß nicht zugleich der für den Betreffenden relevanteste sein, wenn relevant (mit Sperber + Wilson 1986 und im Anschluß daran Gutt 1991) im Sinn einer Kosten-Nutzen-Kalkulation "wichtig" heißen soll.

Das Verfahren verläuft unbewußt und wird wahrscheinlich durch Erfahrung beschleunigt und abgekürzt. Der Vorgang wäre genauer zu durchdenken. Die vorgeschlagene Hypothese beruht auf Ausführungen von Salminen (1993) über erkenntnistheoretische Untersuchungen von Johnson-Laird (1983):

"Das Einsetzen von alternativen Modellen der Welt und der Sachverhalte bietet eine plausible Erklärung für unsere Fähigkeit zu erwägen, bewerten, planen, schlußfolgern; auch zu lügen und zu betrügen, usw. Das Prinzip der rekursiven Einbettung von Modellen in Modelle wiederum erklärt zwanglos, wie wir uns der Absichten und Motive (d. h. der *Intentionen*) anderer Menschen bewußt werden können." (Salminen 1993, 139)

Das hier erwähnte komplexe Vergleichsmodell gewinnt dadurch Plausibilität, daß unserer Meinung nach jeder Vergleich eben eine intentionale, also planbezogene, "Erwägung" 'ist' und Bewertungen in ihn eingehen.

- Annahmen

Im folgenden wird - wie schon bisher - wieder von "Annahmen" ausgegangen. Auch zu der Annahme von Annahmen ist nochmals eine kurze Vorbemerkung nötig:

Salminen (1993, 226) streift das Problem der Objektivität wissenschaftlicher Aussagen (im Zusammenhang mit einer Metaphern-diskussion). Nach objektivistischer Annahme

"sind alle wahrgenommenen Ähnlichkeiten objektiv gegebene, den Dingen inhärente Ähnlichkeiten. Ein Objektivist würde behaupten, daß Objekte ihre Eigenschaften völlig unabhängig davon haben, ob jemand sie wahrnimmt oder nicht; Objekte seien objektiv ähnlich, wenn sie gewisse Eigenschaften teilen [was nach objektivistischer Ansicht objektiv festgestellt werden kann]. Die Behauptung, daß Metaphern Ähnlichkeiten schaffen könnten, wäre für einen Objektivist unverständlich, denn dies würde ja voraussetzen, daß die Metaphern imstande wären, den Charakter der außersprachlichen Welt zu ändern, indem sie objektive Ähnlichkeiten hervorriefen, die nicht vorher existiert hätten".

Dagegen argumentiert Salminen (ib. 227) aus sprachwissenschaftlicher Sicht folgendermaßen:

"In der modelltheoretischen Semantik geht es einzig um ein Zusammenspiel zwischen dem angenommenen Modell und der

Sprache, und man tut so[,] als hätte der Mensch in diesem Spiel keine Rolle. Daß dies ein Irrtum ist, kann anhand des [...] Beispiels [*The fog is in front of the mountain*] belegt werden, denn es gibt in der Welt keine genau abgrenzbaren Einheiten, die *the mountain* oder *the fog* entsprechen würden, und es es [sic] gibt kein inhärentes *front* des Berges (*front* ist ja jeweils die Seite des Berges, die dem Beobachter am nächsten ist). Deshalb muß man schließen, daß die Dingstruktur und die *Front-back*-Orientation durch das menschliche *Verstehen* konstituiert werden. Daher kann es auch in der modelltheoretischen Semantik *keine* Beschreibungen der Wahrheit als objektiver oder absoluter Wahrheit geben, denn das Einbauen von Elementen des menschlichen Verstehens bzw. Deutens in die Modelle ist unumgänglich [...].

Da die Erfassung dessen, was wahr ist, immer die Komponente des Verstehens mit einschließt, bestreiten Lakoff und Johnson die Auffassung, daß es eine absolute, vom Menschen unabhängige Wahrheit geben könnte, und sie halten jeden Versuch, absolute Wahrheiten zu definieren[,] für zwecklos. Bedeutung *beruht* auf Verstehen, deshalb ist Bedeutung immer Bedeutung *für* irgendjemanden, entweder für eine Person oder für eine Sprachgemeinschaft [...]."

Zu dem von Salminen angezogenen Beispiel weisen wir ergänzend darauf hin, daß auch Deixis kulturspezifisch ist. Manche Kultur würde vielleicht sagen, der Berg sei hinter dem Nebel.³⁰ Oben haben wir Diskussionen über usuelle Anordnungen von Diagrammen und Ausdrucksweisen in der Linguistik erwähnt.

Wir verweisen auch auf Argumentationen anderer Disziplinen, z. B. der Philosophie des Als-ob (Vaihinger 1911), der Rezeptionsästhetik, der Evolutionstheorie -

"Thomas [von Aquin] konnte noch unbefangen sagen: Die Natur intendiere ein Ziel. Dieser Satz ist vom Boden einer naturwissenschaftlichen Evolutionstheorie aus nicht mehr einschränkungslos nachzuvollziehen, selbst wenn er sich nur auf Selbsterhaltung bezieht. Denn die moderne Verhaltensforschung kann nur behaupten, ein Lebewesen verhalte sich so, als ob es nach Selbsterhaltung strebe" (Irrgang 1993, 108),

- oder der Philosophie:

³⁰ Vgl. kulturell unterschiedliche Betrachtungs- und Ausdrucksweisen, die von oben nach unten (neuhochdeutsch *von Kopf bis Fuß*, *vom Scheitel bis zur Sohle*) oder von unten nach oben (mittelhochdeutsch *si was gestalt nach wunsch gar / vom fuos untz an die schaitel*; "Der Saelden Hort", ed. Adrian 1927, Vers 7112f) vorgehen.

"Die Naturphilosophie neuzeitlicher Naturwissenschaften liefert so keine Theorie der Natur, sondern der Erfahrung der Natur (z. B. in der Relativitätstheorie und in der Quantentheorie), in der Biologie keinen Begriff des Lebens, sondern der Erfassung und Bestimmung des Lebens in seiner Umgestaltung. Die moderne Naturphilosophie ersetzt den Begriff der Natur durch eine Reflexion der Zugangsbedingungen zur Natur." (Irrgang 1993, 108f)³¹

Wer von Annahmen ausgeht, hat keine 'Realitäten' außer den Annahmen mehr in der Hand. Eine solche Annahme verführt dann allerdings leicht zum (Kultur-)Pessimismus.

"Der 'Zeitgenosse der Moderne' verfügt weder über systematisch abgesicherte Gewißheiten noch über grundsätzliche Hoffnungen, nur über 'Theorie als Einstellung, als Wahrnehmungsfähigkeit' [Adorno]. Die allerdings setzt er ein, um sich in der Moderne zu orientieren. Was er wahrnimmt, schlägt zu Buche, als Testat, nicht als Testament, als - sei's drum - 'Theorie der Trauer' [Bohrer]." (Kiefer 1994, 18; Fußnoten weggelassen; Autoren in [] nach Kiefer ergänzt)

Und die Trauer führt leicht zu einem "Krisenbewußtsein", oder dieses verstärkt jene. Eine Philosophie der 'Annahmen' kann zu negativer Einstellung (evtl. bis Wurstigkeit) oder zu positiver Offenheit führen. Wenn es keine festen Werte gibt und dann z. B. heute die Negativität der sog. Moderne beschworen wird, so vergißt man über den eigenen Besorgnissen leicht die Schwierigkeiten, die schon die Antike hatte, wenn sie noch weniger als eine atomkrieggeplagte Jetztzeit wissen konnte, ob Helios seinen Sonnenwagen morgen wieder über den Himmel lenken (können) würde. Schließlich ist *Kassandra in der Antike* zum Schlagwort geworden. Zumeist werden heute zwei Wandlungen zur Weltkrise

31 Wurde und wird in manchen Mythologien und Religionen die Natur vergöttlicht, so wird sie in der "modernen" Naturwissenschaft "anthropologisiert und sozialisiert und tendenziell zum menschlichen synthetischen Produkt" (Irrgang 1993, 109). - Soweit in der Naturwissenschaft von Tendenzen gesprochen wird, die zumindest vom Ausdruck her einen teleologischen Anstrich bekommen (vgl. Irrgang 1993, 102-112), läßt sich Verhalten als auf "Gen-Ausbreitung" (Wickler + Seibt 1991, 284; vgl. Irrgang 1993, 193-198) hin angelegt beschreiben (!), wobei das Ergebnis nicht absehbar ist (vgl. Mutationen) und eine scheinbare (!) Tendenz zur Art-erhaltung (vgl. die Ökologie) als Untersorte des ersteren zu fungieren scheint (*es geht um das Überleben meiner Kinder*) und unterschiedliche Einschätzungen von einem Individuum 'austariert' werden müssen, wenn sie von ihm als widersprüchlich empfunden werden. - Zur Begründung einer Wertetheorie und evtl. "Ethik" vgl. Irrgang (1993, 184-219).

hochstilisiert: die einer seit zweieinhalb Jahrtausenden auf einer fragwürdigen platonischen Hochzeit tanzenden abendländischen Philosophie und der Zusammenbruch eines Teils nicht-westlicher Philosophien und Religionen unter dem Anprall westlicher industrieller Technik und ihrer Präzisionsforderungen. Die genannten Philosophien und Religionen verlieren heute an Geltung. (Gültigkeit war seit eh und je relativ.) Die "Liebe" (auf die z. B. Habermas als Modus eines möglichen Zusammenlebens immer wieder zu sprechen kommt) wurde durch die Geschichte des Christentums desavouiert. Die Krise besteht also darin, daß die traditionelle Suche nach 'dem' Sinn 'des' Lebens abhanden gekommen ist bzw. (wenn man doch an "Liebe" denkt) auch eine unverfängliche Formulierung des "Liebes"-Ansinnens (die nicht als Repression des Rechts auf ein individuell gestaltetes Leben mißverstanden würde; vgl. Elias 1976) noch keine "praxis" à la Sartre abgibt. Vielleicht wäre "Rationalität" als Haltung letztlich doch ein nicht so unbrauchbares, generelles und neutral interpretierbares Konzept. Rationalität schließt Emotivität und Wertung nicht aus. Jedenfalls ist auch in einer das eigene Denken und die eigene Entscheidung und damit Verantwortung herausfordernden Welt der Annahmen Pessimismus unnötig. Im Gegenteil. Herausforderung kann anspornen.

Zurück - und endlich - zum Thema Vergleich und Vergleichbarkeit:

- *Methodologie des Vergleichs*

(1) An einem zu einem gegebenen Zweck als real per- und apperzipierten³² (genauer: als per- und apperzipiert angenommenem)

32 Wir verwenden "wahrnehmen" für den biologischen, noch vormentalen Aufnahmeprozess (vgl. auch Jacoby 1925: das "deutungslose Gegebene") und "perzipieren" für die Verarbeitung einer Wahrnehmung(smenge) im Gehirn. Zur Perzeption gehören Verknüpfungen mit bereits Gewußtem, vor allem die Erinnerungen und Erwartungen, vgl. auch Assoziationen etc. (Vgl. auch Jacoby 1925, bes. 282-284, z. T. mit anderer Terminologie.) Die (bis zur Interpretation reichende) Weiterverarbeitung einer Perzeption bezeichnen wir als "Apperzeption". In dieser Terminologie sind nicht Wahrnehmungen, sondern erst Perzeptionen intentional. (Intentionen können unter-bewußt bleiben.) Perzeption entspricht dann einem Wahr-

nen/geglaubten)³³ oder mental vorgestellten Phänomen G glaubt ein Beobachter B (vgl. hierzu die Formel in Vermeer 1992) in gegebener Situation s_1 (also in einem gegebenen Raum l_1 zu einer gegebenen Zeit t_1) eine (meist komplexe) Eigenschaft (terminologisch: ein Merkmal / eine Merkmalmenge) a zu perzipieren.³⁴ (In beiden Fällen, der Annahme einer Perzeption und deren mentaler Vorstellung, kann die Eigenschaft [das Merkmal] als real existierend angenommen /geglaubt werden.)³⁵ Merkmale werden situationsbedingt

nehmen-als. Schon dieses (teilweise), erst recht aber die Deutung (Interpretation) ist (idio- usw.)-kulturspezifisch. Zur Relativität der (Ap-)Perzeption vgl. Jacoby (1925-1955, bes. 2.192ff).

33 Ein weiterer gebräuchlicher Terminus ist "aufgefaßt", "Auffassung", engl. "belief". - Wir unterscheiden zwischen der objektiven Realität, der wahrnehmbaren Realität (bei Jacoby 1925 heißt sie "immanente Außenwirklichkeit") und der Wahrnehmung. Zu "Annahme" s. oben. Annahme beruht auf Glauben. Annahme verwenden wir als wissenschaftliches "Für-Wahr-Halten". Glauben (z. B. an die Existenz von Engeln) soll im Sinn eines vorwissenschaftlichen "Für-Wahr-Haltens" gebraucht werden. - Zur Schwierigkeit, praktische "Erfahrung" in wissenschaftliche Erkenntnis umzusetzen, vgl. u. a. Schneider + Inhetveen (1992); bes. Matthes (1992b, 101f). - Die obige vorsichtige Ausdrucksweise wurde gewählt, weil eine Merkmalzuordnung in vielen Fällen des Alltagslebens tatsächlich fraglich ist (*Ist das nun eine Blaumeise dort drüben oder nicht?*)

34 Zu Perzeption vgl. Humboldt [1797] (1968, 2.32): "Jede Art der Erkenntnis wirkt nur insofern auf unsere Bildung, als sie durch Annahme der Form unsers Geistes der Natur desselben ähnlich gemacht wird." - Jacoby (1925-1955) weist nach, daß der hier beschriebene Sachverhalt tatsächlich noch weit komplexer ist. Genauer müßte mit Jacoby nicht von einem "real perzipierten" Phänomen, sondern von der "mentalen Repräsentation" eines als real perzipiert *angenommenen* Phänomens und deren Zustandekommen gesprochen werden. Und so müßte es analog weitergehen. Wir sprechen über Modelle, nicht über das, was diese Modelle 'in Wirklichkeit' darstellen (und erst recht nicht darüber, was diese Modelle 'sind'). - Wir verweisen nochmals auf die Zweckbedingtheit von Perzeptionen und Aussagen (und ihre Formulierungen). Vgl. auch Rorty (1979) zur Hinterfragung wissenschaftlicher Behauptungssätze.

35 Wir sprechen von angenommenen Merkmalen, weil sich ihre Existenz nicht stringent beweisen läßt. (Vgl. Glinz 1973, 49, zum nur hypothetischen Verstehen; ebenso Kallmeyer 1977, 52; zum mangelnden Beweis für ein Verstehen auch Coseriu 1975, 1.144; vgl. Reiß + Vermeer 1991, 107; dort weitere Lit. - Schon bei Wittgenstein (zit. bei Salminen 1993, 51²³) heißt es: "Mit welchem Recht sage ich: 'Ja, das ist rot'? Nun ich sage es; und es läßt sich nicht rechtfertigen". Salminen (ib.) argumentiert gegen die Antwort "ich sage es", daß sie nicht den Versuch eines Nachweises mache; die Notwendigkeit, sich anderen verständlich zu machen, zwingt aber zur Normierung, zumindest aber zu Regeln. Das liegt auf einer anderen Ebene. In der vorliegenden Argumentation geht es darum, daß sich die Existenz des Merkmals <rot> in Wittgensteins Behauptung nicht bewei-

zweckbestimmt aktiviert und für den Perzipierenden sogar erst konstituiert (vgl. Müller 1980, bes. 104). Eine Merkmaltheorie kann also nicht von statisch vorgegebenen Phänomenen ausgehen.³⁶

Beispiel: Im Vergleich zu Zecken sind Waldameisen <groß> und Elefanten im Vergleich zu manchen Sauriern <klein>. - Kinder sind <klein>, wenn sich Erwachsene mit ihnen vergleichen; Kinder sind <groß>, wenn Erwachsene die Lösung einer Aufgabe von ihnen verlangen.

Anmerkung: Geht man von einer Prototypologie aus, so gilt analog: Das angenommene Phänomen G wird (wie oben) dem Prototyp U als unter den gegebenen Umständen ähnlich zugeordnet. Letzten Endes beruht auch die Prototypologie auf (angenommenen) Merkmalen (s. oben zu primären Merkmalen). Die Merkmaltheorie ist daher die stärkere Theorie.³⁷ -

sen läßt und daher von anderen wie vom Sprecher selbst nur angenommen werden kann. Man kann darüber diskutieren, um die Annahme überindividuell plausibel zu machen. Zunächst ist sie tatsächlich eine "private" Annahme im Wittgensteinschen Sinn des Terminus. Allerdings beruht die Annahme auf früheren Annahmen - die wir Erfahrungen nennen, welche in ihrem jeweiligen Bereich bis zur Falsifizierung als geltend angenommen werden. Normen sind also - zumindest in dem soeben zitierten Gebrauch des Terminus - nicht mehr reflektierte kollektive (sozusagen 'hart', d. h. verbindlich gewordene) Annahmen. Gesetze sind die Formulierung von Normen. (Konventionen sind weniger verbindlich als Normen. Das ist eine terminologische Unterscheidung. Regeln sind die Formulierung von Konventionen.) Eine Gesellschaft bedarf offensichtlich der Normen (und Konventionen) zum reibungslosen Funktionieren. (Nur kleine Kinder hinterfragen noch so vieles - und treiben konform gewordene [wie gesagt: notwendigerweise konform gewordene] Erwachsene damit zur Verzweiflung [- die Angst vor dem "Warum?" -].)

36 Die umständliche Beschreibung in (1), nach der ein Merkmal angenommen wird, und die davon abgeleitete Forderung nach einer Prozeßtheorie hängen mit dem sog. Galileischen Relativitätsprinzip zusammen, wonach dem Begriff <Ruhe> keine physikalische Bedeutung zukommt und es nicht "denselben" Raumpunkt zu verschiedenen Zeiten gibt. (Vgl. dazu die 'Lösung' in einer vierdimensionalen Raum-Zeit.)

37 Wie schwierig auch hier wieder eine glückliche Formulierung (oder Einsicht?) zu finden ist, zeigt Holenstein (1980, 71), wenn er in merkwürdigem Rundgang schreibt: "Maßgebend für die Zusammenfassung verschiedener Elemente zu einer Klasse ist häufig nicht eine gemeinsame definitonische Eigenschaft oder ein Bündel von solchen Eigenschaften, sondern ein als optimaler Vertreter der Klasse angesehenes Element, kurz ein Prototyp (oder eine Gruppe von Prototypen), mit dem die einzelnen Elemente gewisse, nicht unbedingt die gleichen, und vor allem auch nicht gleich viele Eigenschaften gemeinsam haben." Also sind doch Eigenschaf-

Neuerdings verwirft Mudersbach (1994) die Merkmalsemantik und möchte sie durch eine "Kommunikatensemantik" auf Grund der einem Sprachbenutzer verfügbaren Begriffe ersetzen. Wir können uns an dieser Stelle nicht näher mit Mudersbachs Ansatz auseinandersetzen, fahren also zunächst in der traditionellen Merkmalsprache fort.

Merkmale werden als wahrgenommen angenommen/geglaubt. Sie müssen weder real noch methodologisch-real vorhanden sein. Sie werden also 'gesetzt'. Das heißt aber auch: Sie sind im Grunde axiomatisch, ein Versuch, der auf "Glücken" hin angelegt ist. Allgemeine Vorbedingungen solcher Setzung sind (a) die in einem Vergleichenden angelegten Soseinsweisen (vgl. dazu die Formel bei Vermeer 1992), (b) die durch Enkulturation in einer Gesellschaft erworbenen Sichverhaltensweisen und (c) aktuell-situationelle Umstände im weiten Sinn. Die beiden vorgenannten Bedingungen (a und b) werden in einer gegebenen Situation (c) aktivierbar. Welche Faktoren dabei aktiviert und dominant werden, d. h. das Geschehen beeinflussen, hängt wesentlich vom "Skopos" eines Sichverhaltens und den situationellen Umständen, in die er eingebettet ist, ab. Der Skopos wird wiederum durch das situationsbedingte Individuum gesetzt (*Ich möchte jetzt ein Eis essen*) oder von ihm von außen zustimmend übernommen (*Du solltest bei dieser Hitze wirklich mehr trinken!*). Wie es bei diesen Vorgängen im einzelnen zur Setzung von Merkmalen kommt, beschreiben Jacoby (1925-1955) in seiner Ontologie, die Neurophysiologie (z. B. Bergström 1988), die Intelligenzforschung (z. B. Marina 1993) und andere Disziplinen.

Merkmale werden in dieser Betrachtung also zunächst selektiert. Es entsteht die Frage nach dem Selektionskriterium bzw. den

ten [und analog Merkmale] das eigentliche Vergleichsmoment. Der Bezug auf einen Prototyp bei Holenstein scheint uns dabei nicht ausschlaggebend zu sein. Bezugspunkt kann z. B. ein situationsbedingt als hinreichend 'passender' Vertreter einer Klasse angesehenes Phänomen sein, nicht unbedingt ein "optimales". - Es gibt Versuche, Merkmalannahmen in der Prototypologie zu vermeiden. Sperber + Wilson (1990, 91f) verweisen darauf, daß sich Begriffe wie <gelb> nicht in Merkmale zerlegen ließen. Doch läßt sich auch <gelb> definieren, indem Merkmale zu Hilfe genommen werden (z. B. Farbe der Wellenlänge zwischen 560 und 590 nm). <Gelb> läßt sich vergleichend beschreiben (z. B. "von der Farbe einer reifen Zitrone"; DUDEN).

-kriterien. Hierzu muß ein Skopos vorhanden sein. Schaut man genauer hin, so erkennt man, daß es sich um eine Skoposhierarchie handelt. Da in diesem Beitrag von Vergleich die Rede ist, kann angenommen werden, daß der intendierte Vergleich mit einem anderen Phänomen bzw. zwischen den beiden zu vergleichenden Phänomenen zunächst selbst einen Handlungsskopos bildet, der dann wiederum einem übergeordneten Skopos dient und somit die Merkmalauswahl mitsteuert. Dann aber entsteht ein neues Problem: Ein intendierter Vergleich setzt bereits eine angenommene Vergleichbarkeit voraus. Es entsteht ein Zirkel, der dem sog. "hermeneutischen Zirkel" einer Text- und damit jeglicher Phänomen-Interpretation zu Grunde liegt. Dabei handelt es sich um eine zunächst linear fortschreitende Interpretation von Phänomen-Elementen, die aber bereits vom Wissen um eine übergreifende Ganzheit des Phänomens mitgesteuert wird. In die Linearität greift eine vorläufig retrospektiv die jeweils interpretierten Elementmengen zusammenfassende und die Interpretation dadurch auf eine höhere Ebene vorläufiger (!) Ganzheit bringende und evtl. korrigierende Tätigkeit ein. Und so fort, jeweils aufs Ganze gesehen linear-prospektiv und abschnittsweise rekursiv arbeitend. Die Abschnittsgröße wird relativ vom Gesamtphänomen und dem Vergleichsskopos bedingt. Selektiert werden also Merkmale, die bereits als skoposbedingt identifizierbar gesetzt sind. Hinterfragt man die derart konstituierte Setzung, so kommt es zu einem infiniten Regreß, der lediglich in der Praxis alsbald abgebrochen wird. Die Lösung muß also letzten Endes woanders liegen - z. B. in dem (oben) von der Evolutionären Erkenntnistheorie geforderten Vertrauen. (S. auch unten.)

Jacoby (1925) bringt bereits zahlreiche Beispiele für das hier angesprochene Problem fortschreitender Merkmalauswahl. Ich wähle einige Beispiele aus (Jacoby spricht noch nicht von Intentionalität):

"Wenn ich in meinem Zimmer sitze und irgend einem Probleme meine ganze Aufmerksamkeit zuwende, so begegnet es mir bisweilen, daß ich das Geräusch einer in einiger Entfernung arbeitenden Maschine überhöre. Hört dann aber dieses Geräusch plötzlich auf, so merke ich es, und es fällt mir ein, daß ich es doch gehört hätte." (ib. 205)

Vgl. hierzu die Fähigkeit, Glockenschläge im nachhinein zu zählen.

"Ich kann mir einen schönen Teppich besehen und dabei nicht merken, daß er einen kleinen Webfehler hat." (ib. 205)

Aber der Fehler kann mir später zu Bewußtsein kommen.

"Ich höre einen Klang als unanalyzierte Einheit. Dann höre ich sorgfältiger hin und unterscheide deutlich Grundton und Obertöne. Der Klang ist derselbe geblieben" (ib. 206).

Bewußtseinszustände sind graduell verschieden (ib. 209).

"Es können also Bewußtseinsbestände relativ zu dem Aufmerksamkeitszentrum [...] so weit abrücken, daß der ihnen zufallende erlebniseinheitliche Intensitätsgrad null wird, und sie daher überhaupt nicht mehr in das Bewußtsein fallen. Von solchen Beständen könnten wir dann nur noch annehmen, daß sie zu rein physiologischen Vorgängen werden." (ib. 209)

Es gibt also Wahrnehmungen, die zu Perzeptionen führen, ohne daß diese ins Bewußtsein dringen.³⁸ Heute würde man mit einer Unterscheidung verschiedener Gedächtnisspeicher arbeiten.

"Vor meinem Fenster steht eine alte Kastanie. Ihre ungezählten Blätter heben sich voneinander und von der umgebenden Luft ab. Ich sehe auf den Baum; aber meine Gedanken sind im Augenblicke mit anderen Dingen beschäftigt, und so sehe ich, wie man zu sagen pflegt, ins Leere. Wollte jemand diese meine leere Sicht, sowie sie in meinem Bewußtsein auftritt, beschreiben, so dürfte er nicht etwa sagen: deshalb, weil meine Sicht ins Leere geht, wäre Alles, was sich meinem Bewußtsein in seiner Sichtwahrnehmung darbietet, verschwommen. Davon ist keine Rede. Die Blätter der Kastanie heben sich in ihr genau so scharf und deutlich ab, wie wenn ich meine volle Aufmerksamkeit auf sie richtete. Tatsächlich aber wird diese von anderen Dingen beschäftigt, und so bemerke ich die Konturen der Blätter nicht mit derjenigen Schärfe, mit der sie tatsächlich in meiner Sicht vorhanden sind. Nichtsdestoweniger liegen sie in dieser Schärfe meinem Bewußtsein vor. Die Probe darauf besteht darin, daß sich in dem, was in der Sicht vorhanden ist, nichts ändert, wenn ich nun meine Aufmerksamkeit den Blättern zuwende. Sie rücken in diesem Augenblicke nicht etwa auseinander; sie treten auch nicht schärfer hervor; vielmehr bleiben sie genau so, wie sie sind: nur daß sie jetzt beachtet und daher bemerkt werden, während sie vorher unbeachtet und unbemerkt geblieben waren. Die Blätter waren in meinem Bewußtsein scharf umrissen. Dagegen war meine erlebniseinheitliche

38 Zur historischen Bedingtheit der Perzeption vgl. Burckhardt (1994).

Auffassung derselben, solange ich an Anderes dachte, ungenau. Dadurch, daß ich ihnen meine Aufmerksamkeit zuwende, schwindet zwar diese Ungenauigkeit; aber an den dem Bewußtsein vorliegenden Blattkonturen selbst ändert sich nichts. Nehmen wir nun einmal an, ich hätte meine Aufmerksamkeit den Blättern nicht zugewandt, sondern nur ins Leere geschaut, um dann wieder an meinen Schreibtisch zu treten, so könnte ich mich jetzt nachträglich nichtsdestoweniger darauf besinnen, wie scharf die Konturen der Blätter waren, obwohl ich damals, als ich sie sah, diese Schärfe erlebniseinheitlich nicht bemerkte." (ib. 213f)

Schließlich sagt Jacoby (1925, 285) klar und deutlich, daß der Mensch nicht objektiv an die sog. "Außenwirklichkeit" herankommt, sondern daß sie in der Deutung des Menschen erst konstruiert wird. Aber das ist ja eine alte Behauptung.

Bleibt wiederum die Frage, woher eine Deutung stammt und weshalb jemand so deutet, wie er in gegebener Situation deutet.

- *Noch einmal: Merkmale*

Die Behauptung, Merkmale würden situationsbedingt skoposbedingt aktiviert und evtl. für den Perzipierenden sogar erst konstituiert, bedarf noch zweier Bemerkungen.

Situationsbedingtheit bedeutet auch Zeitbedingtheit. Darauf hat Benjamin (1991, 2.206f) hingewiesen:

"Die Wahrnehmung von Ähnlichkeiten scheint also an ein Zeitmoment gebunden."

Es gibt eine alte Kontroverse darüber, welcher Status Merkmalen an einem Gegenstand zukomme. Die einen behaupten, Merkmale seien Gegenständen inhärent. Dann kämen sie den Gegenständen unabhängig davon zu, ob sie perzipiert werden oder nicht. Eine Variante davon ist die Annahme, Merkmale seien Gegenständen perceptionsabhängig inhärent, d. h., Merkmale seien objektiv (irgendwie) da, würden aber in ihrem So-Sein vom Menschen auf (evtl. kultur-)spezifische Weise perzipiert. (*Honig hat bestimmte biologische Eigenschaften. Daß er süß 'sei', gehört zur Geschmacksaufnahme des Menschen.*) Zwischen dieser und der folgenden Ansicht mag es noch weitere Abstufungen geben. Sozusagen am andern Ende der Möglichkeiten steht nämlich die Ansicht, Merkmale würden erst vom perzipierenden Menschen in Gegenstände

hinein'gelesen', so daß die Merkmalart und (damit) die Merkmale überhaupt erst durch Perzeption zustande kämen. Die Perzeption ist situationsbedingt, damit wären es auch Merkmale. Das oben genannte Beispiel von den Zecken und Ameisen und Elefanten und Sauriern zeigt zum einen, daß Merkmale als methodologisch angesetzte Konstrukte mit 'realen' Eigenschaften verwechselt und/oder gleichgesetzt werden, wobei Eigenschaften tatsächlich so einfach sein / perzipiert werden können, daß sie durch ein Merkmal definierbar sind/werden, - zum andern zeigt das Beispiel aber auch, daß es in dem uns hier interessierenden Zusammenhang verschiedene Merkmalsorten gibt. Ein Merkmal wie z. B. <klein> bei einem Elefanten oder einer Ameise liegt auf einer anderen Ebene als ein Merkmal wie z. B. <Größe>. Wie schwierig sich eine Diskussion hierüber gestalten kann und daß es Ebenen der Merkmalhaltigkeit gibt, zeigt eine Diskussion, die Holenstein (1980, 49-52)³⁹ mit Hörmann (u. aa.) ausgetragen hat. Dabei wird Hörmanns Auffassung von Holenstein wie folgt dargestellt:

"Nicht der zu bezeichnende Gegenstand und die ihm invariant inhärente Struktur bestimmen, wie er bezeichnet wird, sondern der wechselnde situative Kontext. Die der Phänomenologie so teure Auffassung, daß ein Wahrnehmungsgegenstand eine invariante Kombination von Eigenschaften darstellt, scheint nicht aufrechterhaltbar. [...] Experimente [...] mit Wörtern scheinen auch die parallele Auffassung der strukturalen Komponentenanalyse, nach der ein Wort eine invariante Kombination von Bedeutungselementen darstellt, zu widerlegen. Werden Sätze wie 'Der Mann hob das Klavier' und 'Der Mann zerschlug das Klavier' zum Behalten aufgegeben, wird der erste Satz besser in Erinnerung gerufen, wenn als Erinnerungsstütze die Äußerung 'etwas Schweres' angeboten wird, als wenn die Äußerung 'etwas Hölzernes' gemacht wird, während für den zweiten Satz gerade das Umgekehrte zutrifft. Daß im Wort 'Klavier' die Bedeutungskomponente 'schwer' enthalten ist, scheint überhaupt erst durch seine Kombination mit dem Verb 'heben' realisiert zu werden. Schluß: Der Bedeutungsgehalt eines Wortes variiert mit dem verbalen Kontext, in dem es abgerufen wird, nicht anders als der sachliche Gehalt eines Dinges mit dem situativen Kontext variiert, indem es zur Wahrnehmung kommt (vgl. Hörmann, 1977: 179)." (Holenstein 1980, 50)

39 Auf Holenstein hat uns Roland Freihoff, Tampere (Finnland) aufmerksam gemacht.

Hörmann referiert nun an anderer Stelle Experimente, bei denen die Aufzählung von Attributen von Klötzen in den Berichten der Experimentatoren jeweils in konstanter Reihenfolge erscheint. Und Holenstein (ib. 51) fragt dazu:

"Ist diese Sequenz - in einem neutralen Kontext, in dem (wie in Olsons letztem Durchgang [der zuvor referiert wurde]) mehr als ein Attribut anscheinend gleichrangig sind - nicht ein Hinweis dafür, daß die Eigenschaftsstruktur eines Wahrnehmungsdinges wie die Bedeutungsstruktur eines Wortes vielleicht doch auch von konstanten immanenten und nicht ausschließlich von wechselnden äußeren Faktoren regiert, wenn auch zugegebenermaßen nicht tyrannisiert wird?"

Zum Nachweis berichtet Holenstein (ib. 51) nun weiter, daß Seiler (1979) "vorderhand für die deutsche Sprache" folgende Reihenfolge für [adjektivische] Determinatoren als regelhaft fand:

"diese meine zehn wundervollen schönen kleinen runden roten hölzernen Kugeln", d. h. die Kategorienfolge: (deiktische) Lokalisation, (deiktische) Possession, (formale) Zahl, (subjektive) Affektion, (subjektive) Evaluation, (äußerliche, leicht variierbare) Größe, (äußerliche, weniger leicht variierbare) Gestalt, (inhärente) Farbe, (immanente) Materialität. Nach Seiler gelten folgende zwei Regeln: Der Anwendungsbereich von Determinatoren auf ein Nomen wächst mit ihrer positionalen Distanz von diesem Nomen. [...] 2. Je inhärenter eine Eigenschaft nach natürlicher (nicht unbedingt wissenschaftlicher) Auffassung einem Gegenstand ist, desto näher steht das entsprechende Adjektiv dem Nomen. Je weniger es das Nomen (bedeutungsmäßig) qualifiziert und je ausschließlicher es (referenzfestlegend) ein Objekt nur identifiziert, desto weiter ist es vom Nomen entfernt."

- Wir wollten aufzeigen, wie schwer Diskussionen zu führen sind. So weit wir Holenstein verstehen, argumentiert er zum Nachweis von situationsunabhängig in Gegenständen inhärenten Merkmalen mit drei verschiedenen voneinander unabhängigen Bereichen: (a) mit der Frage, ob Merkmale als gegenstandsinhärent zu denken sind oder ob sie situationsbedingt Gegenständen zugeordnet werden; (b) mit der von der ersten unabhängigen Frage, ob eine Merkmalauswahl, d. h. die Aktivierung und Neutralisierung (Suspendierung) von Merkmalen, situationsbedingt oder situationsunabhängig stattfindet;

(c) mit der Position von Eigenschaften, die Merkmale bezeichnen, in der linguistischen Phrase.

Wir können uns diese Vermischung voneinander unabhängiger Phänomene in einer Argumentation nur so erklären, daß Holenstein von gegenstandsinhärenten Merkmalen ausgehend implizit zugleich annimmt, daß sprachspezifische syntaktische Phänomene ebenfalls wesentlich auf gegenstandsinhärenten und damit grundsätzlich perzeptionsunabhängigen und zugleich inhärent-hierarchisierten Eigenschaften beruhen - mit andern Worten, daß Sprachstrukturen dem Menschen durch die Struktur der außersprachlichen Realität objektiv vorgegeben seien. Was noch zu erweisen wäre - wobei vorher zu klären wäre, was hierbei unter "(objektiver) Realität" zu verstehen sein soll. Doch uns kam es lediglich darauf an, an einem ausführlichen Beispiel Schwierigkeiten mit Argumentationen aufzuzeigen. -

Eine Vergleichshandlung ist vergleichbar mit der mittelalterlichen Diskussion zum Status sog. Universalien, d. h. Allgemeinbegriffen, z. B. Gattungs-, Art- und überhaupt Klassenbegriffen. Als Beispiel sei Pierre Abaelard (1079-1142) genannt. In seiner logisch-philosophisch ausgerichteten Darstellung erklärt Irrgang (1993, 34f) Abaelards Position folgendermaßen:

"Für Abaelard ist das Universale eine sinnvolle Erfindung der Menschen, gehört allerdings zu den vieldeutigen Ausdrücken, die nach bestimmten Regeln konstruiert sein müssen, damit Menschen in verschiedenen Situationen Ähnliches damit verbinden. Gemäß Abaelard konstituiert das Universale einen gewissen gemeinsamen Begriff, erfaßt eine gemeinsame Ähnlichkeit an verschiedenen Individuen. Platon und Sokrates kommen also nicht in ihrem Menschsein überein, sondern darin, daß sie Menschen sind. Das Universale 'Mensch' aber muß nach sinnvollen Regeln gebildet sein, damit die Menschen sich untereinander verständigen können. Das Universale ist daher ein Gefundenes, eine Konstruktion."

(Dann war Abaelard also ein früher Nominalist? Jedenfalls gilt er heute als "Konstruktivist".)

Was in der Nachfolge der sog. Nominalisten des Mittelalters noch diskutiert wurde (und wird), ist die Frage, was denn nun da verglichen wird: einer tatsächlichen (objektiven) oder einer als überindividuell, evtl. allgemein-menschlich, oder individuell angenom-

menen Realität entsprechende Merkmale, Bezeichnungen (also ähnlich verwendete/verwendbare Zeichen) oder überindividuelle, evtl. allgemeine, oder individuelle Beziehungen zwischen Merkmalen und Bezeichnungen? Kommt die Vergleichbarkeit durch (in einem der vorgenannten Fälle) 'reale' Merkmale oder Annahmen über Merkmale zustande, und sind Annahmen situations- oder sonstwie bedingt? Einzelheiten lassen sich zahlreichen -ismen zuordnen: Realismus, Nominalismus, Konzeptualismus, Konstruktivismus, Konventionalismus ...

Wieder zurück zum Thema. Der Übersichtlichkeit und Erinnerung halber wiederholen wir den erstgenannten Punkt (1) hier nochmals in verkürzter Form. Also:

- (1) An einem auf eine zweckbestimmte Weise als real perzipiert angenommenen oder mental vorgestellten Phänomen G glaubt ein Beobachter B in gegebener Situation s_1 eine (meist komplexe) Eigenschaft a zu perzipieren.
 - (2) Das Phänomen G (wir wiederholen die Details des vorgenannten Punktes [1] nicht jedesmal) in der Situation s_1 wird, z. B. auf Grund des Merkmals a, als A benannt. Dabei wird als Annahme vorausgesetzt, daß die gelernte Benennung auf Grund des Merkmals in der gegebenen Situation auf das Phänomen 'paßt'.
- Beispiel: *Das Haus da hat rote Fenster!* (A: rote-Fenster).
- (3) An einem als real perzipiert angenommenen oder mental vorgestellten Phänomen H glaubt 'derselbe' Beobachter B (analog zu obiger Spezifikation) in gegebener Situation s_2 skoposbedingt ein (meist komplexes) Merkmal b zu perzipieren.⁴⁰
 - (4) Das Merkmal b des Phänomens H in der Situation s_2 wird - aus näher zu begründenden Bedingungen heraus - von B skoposbedingt als dem Merkmal a des Phänomens G in der Situa-

⁴⁰ Zur Merkmalperzeption vgl. Humboldt [1797] (1968, 2.55).

tion s_1 gleich oder hinreichend ähnlich angesehen (perzipiert!).

Dies setzt voraus, daß die zu vergleichenden bzw. danach verglichenen Phänomene bereits je für sich skoposbedingt soweit vorinterpretiert worden sind, daß angenommen werden kann, daß ein Vergleich "glücken" wird. Vergleiche dazu auch Bischoff (1974, 162): Einsicht in das Vergleichsphänomen (H) kann nicht erst durch den Vergleich gewonnen werden. [Allerdings kann die Einsicht durch einen Vergleich vertieft werden.]

Diese Annahme bzw. dieser "Glaube" hat noch einen 'zeitlichen' Haken: Die vorausgehende Formulierung impliziert, daß jemand ein Merkmal zu perzipieren glaubt, das er bereits in der Vergangenheit festgestellt hat. (In [1] war die Rede von s_1 , in [3] aber von s_2 . Wäre beide Male die Rede von 'demselben' Zeitpunkt [s_1] gewesen, so hätte dies methodologisch nichts geändert; zwischen der Beobachtung eines Phänomens und dann der eines anderen vergeht allemal [evtl. minimale] Zeit. In einem anderen Beispiel hätte auch - ungenauer - von der Beobachtung 'desselben' Phänomens zu verschiedenen Zeitpunkten die Rede sein können.) Wenn nun aber Castañedas Satz gilt, daß "The past is radically uncertain" (zit. n. Frank 1992, 42), dann ist die Feststellung 'desselben' oder 'des gleichen' Merkmals (genauer: die Feststellung eines Merkmals als 'desselben' oder 'des gleichen' wie ...) tatsächlich nur eine Meinung, ein Glaube, eine Annahme und kann nicht mehr als das sein. Frank (ib. 42f) führt aus, was sich auch auf ein Merkmal anwenden läßt:

"Wie können wir nun sicher sein, daß der Gegenstand alle seine für unsere Neu-Identifizierung relevanten Eigenschaften behalten hat? Oder besser: wie können wir sicher sein, daß der Ausdruck *A* dem gemeinten Gegenstand dasselbe zuschreibt wie bei unserem früheren Gebrauch? Wir können es nur aufgrund unserer Erinnerung; die bietet aber eben keine apodiktische Gewißheit, wie sie gegenwärtigen Präsentationen eignet. Erkenntnistheoretisch ist die Existenz von allem, das Vergangenen zugeschrieben wird, zweifelhaft."

Herder sprach von einem Analogieschluß (vgl. Borsche 1990, 100f). Nach Bischoff (1974, 161) beruht dieser Schluß auf der Annahme eines tertium comparationis. Fragt sich, woher dieses genommen wird.

Jacoby (1925-1955) und andere verweisen darauf, daß auch die Erinnerung jeweils ein Heraufholen von etwas in eine dieses Etwas immer verändernde mentale Repräsentation (vgl. hierzu oben) und Erinnerung ein sich ständig wandelnder Prozeß ist.

- (5) Das Merkmal *b* des Phänomens *H* wird von *B* in der Situation s_2 (gemäß obiger Spezifikation) skoposbedingt wie das Merkmal *a* als *A* benannt.

Beispiel: *Und das Haus da drüben hat auch rote Fenster!*

Selektiert (fokussiert) wird im oben angenommenen Beispiel das Merkmal <rot>; die Fenster können im übrigen unterschiedliche Form, z. B. verschiedene Größe, haben.

- (6) Der Vorgang kann mit anderen als ähnlich perzipierten (als ähnlich angenommenen) Phänomenen mit als ähnlich angenommenen Merkmalen in als ähnlich perzipierten (als ähnlich angenommenen) Situationen wiederholt werden. Schließlich kann der Sprecher allgemein, d. h. zumindest in von ihm als gleich / hinreichend ähnlich angenommenen Situationen, annehmen, *b* sei (immer) gleich *a* benennbar. - Echte Gleichheit gibt es nach Leibniz nur in der Mathematik. Überall sonst herrsche das "principium identitatis indiscernibilium" (Borsche 1990, 100f).
- (7) Die gleiche Benennbarkeit wird von *B* für andere der vorerwähnten Situation als ähnlich angenommene Situationen und (darin bzw. allgemein) für andere von ihm als ähnlich angenommene Phänomene übernommen (auf ... Phänomene generalisiert). Dem Vorgang geht der Vergleich der betreffenden Situationen voraus.
- (8) Die gleiche Benennbarkeit wird von anderen Sprechern (*C*, *D* ... *N*) ... übernommen und schließlich sogar von bestimmten Situationen gelöst und auf als ähnlich perzipierte (als ähnlich angenommene) Phänomene und evtl. (zumindest weitgehend) als situationsunabhängig generalisiert (das Wörterbuchsyndrom).

(9) Der hier umständlich beschriebene Vorgang beruht offensichtlich auf biologischen Voraussetzungen, die zum Zweck des Überlebens in der Welt ausgebildet wurden (vgl. Lorenz u. aa.; vgl. hierzu Irrgang 1993, 14-19). Soweit auch Kulturspezifität im Spiel ist, muß auch "Enkulturation" bzw. "Sozialisation" als Voraussetzung für die genannte methodologische Operation beschrieben werden. (An dieser Stelle ist es nicht nötig, den biologischen und kulturellen Anteil genauer herauszuarbeiten und Enkulturation und Sozialisation terminologisch zu scheiden.)

Soweit im Vorstehenden nur von Annahmen (Glauben) die Rede sein konnte, bedeutet dies methodologisch, daß kein Individuum je ganz 'an ein anderes herankommen' kann, z. B. es ganz verstehen kann. Jedes Individuum ist von hier aus gesehen letzten Endes eine Monade.⁴¹ Witte (1987 et passim) drückt dies so aus, daß ein Individuum durch seine Primärenkulturation 'geprägt' wird und danach alle sekundären Enkulturationsprozesse vom Standpunkt der Primärenkulturation aus verlaufen müssen (vgl. Witte 1993), d. h. im Vergleich zu dieser, vonstatten gehen.⁴² - Insofern aber dieser methodologische Befund durch die "praxis", wie Sartre sagen würde, überspielt wird und doch Vergleiche, Generalisierungen und Überzeugungen ("Wissen") ... angenommen, nein: gesetzt werden müssen, kann (und muß) die *Praxis* von der 'realen' Existenz einer für 'den' Menschen geltenden Welt ausgehen. -

Bisher war die Rede davon und sind wir davon ausgegangen, daß jemand Ähnlichkeiten zwischen zwei Phänomenen feststellt.

41 Vgl. Bodenheimer (1984, 129): "die Kinder, die in ihre Phantasiewelt die Erwachsenen mit Selbstverständlichkeit einbeziehen und daher unterstellen, es sei jedermann fähig und auch willens, an ihrer Welt zu partizipieren, pflegen etwa zu sagen: 'Es hat so Häuser, da sind so Leute drin ...' - und es wird angenommen, daß Teilhabe an dem 'so' in völliger Übereinstimmung der Bilder, gemäß der solipsistischen Vorstellungswelt dieses Alters, garantiert sei." - Doch auch Erwachsene verfahren häufig ebenso (vgl. Beispiele u. a. bei Dittmar 1973).

42 Das würde bedeuten, daß Kinder, deren Enkulturation noch sozusagen im Anfangsstadium steckt, von ihrer eigenen Situation aus 'mit Recht' annehmen können, alle Menschen (denen dabei sozusagen die gleiche Situation zugeschrieben wird) nähmen gleichermaßen an ihrer Panidentität von Welt teil. Erst die Enkulturation isoliert.

"Una comparación se puede definir como el acto de **interrelacionar** dos fenómenos a partir de **una determinada perspectiva**. Insistimos en esto último: cualquier comparación se realiza desde un determinado punto de vista y éste, a su vez, está ubicado inevitablemente en una cultura determinada. Según lo dicho anteriormente, en el contacto intercultural el punto de partida para la comparación lo constituye, en mayor o menor grado, la cultura primaria." (Witte 1993, 161)

Ohne daß wir den bis hierher vorgetragenen Gesichtspunkt verändern bzw. aufgeben wollen, ist doch zu erwähnen, daß nun aber auch eine andere als die bisher zu Grunde gelegte Methode denkbar wird. Nicht angenommene Ähnlichkeiten zwischen zwei Phänomenen, die, wie zuvor gesagt, zu dem Zirkel führen, daß Ähnlichkeit ja erst auf Grund eines Vergleichs festgestellt werden kann, so daß das Paradox entsteht, daß ein Vergleich erst auf Grund eines Vergleichs möglich wird, - denkbar wäre auch die folgende Handlung: Jemand wählt je ein Merkmal(bündel) aus je einem Phänomen und setzt ("interrelaciona") die beiden Merkmale/Merkmalbündel dann in Relation zu einander. Eine solche Relation ist zunächst eine Behauptung, die sich dann in den Folgehandlungen bewähren muß.

Hierbei gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder werden tatsächlich zwei beliebige⁴³ Phänomene zueinander in Beziehung gesetzt - das wird im allgemeinen niemand tun, weil sich kein sinnvoller Bezug zwischen beliebigen Phänomenen zu einem intendierten Zweck herstellen läßt -, oder es werden zwei Phänomene miteinander in Verbindung gebracht (also nicht miteinander verglichen), zwischen denen - evtl. auf einer nicht bewußten tieferen Ebene - Relationen angenommen (behauptet) werden. Die Annahme gilt als skoposbedingt 'nützlich' (sinnvoll).

Beispiel: Getreidekörner - Flügelstellung einer Taube. - Die Relationierung findet sich bei Skinner und wird hier nach einem Bericht bei Correll (1972, 13f) wiedergegeben:

"Ein klassisches Beispiel für eine falsche Assoziation [...] ist der bekannte Versuch des Amerikaners B. F. Skinner, der Tauben in einen Käfig brachte, an dem sich eine Vorrichtung befand, mit deren Hilfe im Abstand einiger Minuten einige Weizenkörner in den Käfig hineinfliegen. Schon nach einem Tag konnte festgestellt

43 Beliebigkeit würde jedenfalls durch die zuvor besprochene Enkulturation, durch biologische Bedingungen und einen fallspezifischen Skopos eingeschränkt.

werden, daß die Tauben allerlei unnatürliche Bewegungen ausführten: die eine hüpfte stets auf einem Bein hin und her, eine andere bog den einen Flügel steil nach oben, den anderen krampfhaft nach unten; eine dritte schließlich verharrte regungslos in einer Ecke und blickte starr auf die Vorrichtung in der oberen Mitte des Käfigs. Wie war es zu diesen seltsamen Haltungen der Tiere gekommen? Die Tauben hatten versucht, ihren Hunger durch die Körner zu stillen. Sie stellten jedoch fest, daß diese Nahrung nur manchmal herabfiel und kamen so gleichsam auf die Idee, anzunehmen, sie selbst müßten eine bestimmte Bewegung, die sie eben gerade in dem Moment ausführten, für die Nahrung verantwortlich machen. So assoziierten sie jeweils die Bewegung oder Stellung mit der ersehnten Befriedigung ihres Bedürfnisses, die sie zufällig dann ausgeführt oder eingenommen hatten, als das Bedürfnis einmal befriedigt wurde. Sie 'glaubten' also, durch diese Haltung oder Bewegung die Nahrung herbeizwingen zu können und erwarben auf diese Weise die entsprechende Bewegung oder Haltung als eine zielgerichtete Fertigkeit!⁴⁴

Wir werden das Thema unten wieder aufgreifen, wenn wir behaupten, daß man in der Translatorik sozusagen Äpfel und Birnen miteinander summieren können muß.

An dieser Stelle soll nur noch kurz darauf hingewiesen werden, daß die Vergleichs"richtung" beim Vergleich zu beachten ist.

Erwachsene sind wie Kinder. :: Kinder sind wie Erwachsene.

Die beiden Sätze sagen keineswegs das Gleiche aus. Vergleiche sind also keine Äquationen, Gleichungen im mathematischen oder strengen Sinn des Wortes.

Um vorerst in anderer Weise auf Translation umzuschalten: Es dürfte ersichtlich geworden sein, daß (vor allem zwei- und mehrsprachige) Wörterbücher auf Grund der vorgenannten Schritte durch (Über-)Generalisierung entstehen.

Das oben gewählte Beispiel (*Das Haus da hat rote Fenster!*) zeigt zugleich, daß Vergleichbarkeit⁴⁵ und Vergleich(ung)⁴⁶ nicht je-

44 In Vermeer (1986, 26) wurde gefragt, wie man nachweisen könne, "daß die vorstehende interpretation des tierverhaltens nicht selbst eine falsche 'abergläubische', das heißt anthropomorphisierende assoziation des beobachters ist?"

45 Der Terminus ist im Deutschen ambig. Lexeme auf *-bar* haben zwei Interpretationen.

weils isolierte Phänomene in je einer Situation sind, sondern selbst infolge der Enkulturation des Beobachters im Kontinuum seiner möglichen Welten stehen: Der Durchschnittsbeobachter (z. B. der - hier nicht näher zu definierenden - "deutschen" Kultur) 'weiß' schon, daß *Häuser* normalerweise *Fenster* haben. Der entgegengesetzte Fall (*Das Haus da hat ja Fenster!*) dürfte nur in ganz spezifischen Situationen vorkommen und daher "markiert" sein.⁴⁷

Bisher haben wir behauptet, daß ein Vergleich auf der Annahme beruhe, zwei (oder mehr) Phänomene wiesen in skoposbedingt als ähnlich angenommenen Situationen ähnliche Merkmale auf. Im Extremfall seien dies alle als situationsbedingt relevant angesehenen Merkmale. Was als vergleichbar angenommen werden kann, muß angenommene Ähnlichkeiten aufweisen, situationsbedingt entweder in mindestens einem Merkmal oder einer Merkmalmenge (>/- 1) oder allen als relevant angesehenen Merkmalen, d. h. in der Ganzheit der zu vergleichenden Phänomene (vgl. hierzu die Prototypologie).

- Von Äpfeln und Birnen

Nun wird Ähnlichkeit zunächst auf gleicher Ebene gesucht. Zwei Vögel werden als Spatzen bezeichnet, weil man auf der Erscheinungsebene der Gegenstände - sozusagen auf ihrer formalen Ebene - Ähnlichkeiten feststellt, sei es jeweils im Aussehen, im Gesang, im Verhalten usw. Man wird sich schwerer tun, die bei-

46 Auch Lexeme auf *-ung* haben im Deutschen zwei Funktionen: Prozeß- und Resultatbezeichnung (vgl. *Übersetzung* = "translating" und "translation /translatum").

47 In gewissem Sinn wird etwas bereits dadurch markiert, daß es überhaupt benannt wird, denn Benennung deutet auf Selektion. Selektiert wird, was in gegebener Situation auffällt. Einmal selektiert und benannt kann ein Phänomen allerdings auch routinemäßig weiter benannt werden, wobei der Status der Markiertheit sozusagen auf ein als konträr angenommenes Phänomen übergeht. "Es ist verblüffend, daß prinzipiell die Rede von 'schwarzen' Sprechakten usw. so ohne weiteres gängig ist [...]. 'Weiß' als spezifizierender Deskriptor wird nur relevant im Gegensatz zu 'schwarz' usw." (Hinnenkamp 1994, 4; Hinnenkamp fügt hinzu, daß es auch die Rede von der "White Middle Class - ohne Gegenüberstellungsnot" gibt, was auf den hier erwähnten Übergang auf ein nurmehr implizites Kontrastphänomen hindeutet.)

den Vögel als Spatzen zu erkennen, wenn man beim einen nur den Schnabel und beim andern nur den Gesang kennen würde. - Anders gesagt: Wir haben alle in der Rechenstunde gelernt, daß man nicht einen Apfel und eine Birne zusammenzählen kann. Man kann einen Apfel plus einen Apfel summieren, aber man kann 1 + 2 summieren. Auf Grund ihres gemeinsamen Merkmals <Zahl>. Später (nicht mehr in dieser Abhandlung) werden wir zu zeigen versuchen, daß auf einer vergleichbar höheren Ebene auch Äpfel und Birnen addiert werden können - und im translatorischen Handeln müssen.

Das gleiche Problem - (wir vergleichen also!) - tritt bei der Erörterung der sog. Äquivalenz in der Übersetzungswissenschaft auf. Koller (1992, 159-300) versteht unter Äquivalenz "d[ie] für die Übersetzung spezifische[...] Beziehung zwischen ZS-Text und AS-Text", was immer das genau heißen mag. S steht dabei für Sprache, und so ist das Übersetzungsproblem für Koller (ib. 162) ein sprachliches.

"In der Sprache schlagen sich die Wirklichkeitsinterpretationen nieder[,] und mit der Sprache werden sie zugleich vermittelt. Den Sehweisen, Normen und Einstellungen, die man in der Sozialisation und in der praktischen Auseinandersetzung mit der 'Welt' erwirbt, entsprechen sprachliche Sehweisen, Normen und Einstellungen."

Nun ist der Ausdruck *entsprechen* im voraufstehenden Satz nicht eindeutig. Aber die Argumentation scheint doch, wenn wir sie recht verstehen, eine direkte Relation zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem zu behaupten.

Nur am Rande sei hier vermerkt, daß es zwischen kulturellen Einstellungen und sprachlichen Ausdrucksweisen durchaus nicht immer eine 1:1-Entsprechung gibt. Nimmt man eine emotive Komponente beim Sprachbenutzer hinzu, so kann man getrost behaupten, es gebe nie eine 1:1-Entsprechung. Auch ein Atheist sagt hundertmal am Tag *Ach, Gott!* oder *Grüß Gott!*, und ein frommer Mann 'meint' (verbindet) damit etwas anderes. Solcher Beispiele gibt es viele. Ja, hierunter fällt fast alles Sprachliche. Jeder sprachliche (und gestische usw.) Ausdruck weist eine Diskrepanz gegenüber der Realität auf. Vgl. hierzu auch Poyatos' (1983) "channel reduction" und "channel amplification" beim Übergang

von einer Vorstellung zu ihrer Formulierung und umgekehrt. Sprache drückt nie exhaustiv aus, was jemandem als scene vor-schwebt (vgl. Vermeer + Witte 1990). Im philosophischen Bereich weist z. B. Jacoby (1925, 514) auf Schwierigkeiten hin, die dadurch entstanden, daß man die alltagssprachliche Gleichsetzung von *derselbe* und *der gleiche* in den Wissenschaftsbetrieb übertrug. *Äquivalenz* selbst ist als Gleich- oder Ähnlichwertigkeit nicht eindeutig.

Ein weiteres Beispiel wäre der Bedeutungswandel. Die Extension von "Jungfrau" war im Mittelalter eine andere (~ adlige jüngere Frau, die durchaus auch verheiratet sein konnte; vgl. englisch *girl*) als heute (~ geschlechtsreifer weiblicher Mensch, der noch keinen Geschlechtsverkehr hatte). Vgl. auch die ausführliche Besprechung des Beispiels von Ortega y Gasset ([1937] 1983) über die aufgehende Sonne in Reiß + Vermeer ([1984] 1991, 163-165). In zahlreichen Sprachen werden die Farben *grün* und *blau* durch ein Wort bezeichnet; die Sprecher unterscheiden aber mühelos zwischen einem blauen Himmel und grünem Gras. (Vgl. auch Vermeer 1963.) Usw.

Sehweisen ("Weltsichten"), Einschätzungen und Empfindungen sind *kulturspezifisch* und sekundär hierüber *sprachspezifisch*. Darüber hinaus gibt es Unterschiede zwischen sprachlichem Ausdruck und außersprachlich (Jacoby: "immanentwirklich") Gemeintem, wie jeder weiß. Oft konserviert ein sprachlicher Ausdruck Ansichten eines kulturell bereits überwundenen Stadiums (*Die Sonne geht auf*).

Wie wenig Sprache und Kultur übereinstimmen, zeigt auch die folgende Überlegung Hillgärtners (1989, 440):

"Im gewöhnlichen Verständnis [...] sind Denominationen Bezeichnungen, die sich auf außerhalb ihrer selbst liegende Sachverhalte richten, welche den Status eines Objekts erhalten. Die Beziehung zwischen der Bezeichnung und dem bezeichneten Sachverhalt wird dabei als überprüfbar und deshalb als wahrheitsfähig im epistemologischen Sinne aufgefaßt. Man geht davon aus, daß die Wahrheit einer solchen Aussage zweifelsfrei dargetan werden kann. Die Denomination repräsentiert, so ist die Annahme, ein Faktum der Wirklichkeit. De Man geht den Voraussetzungen nach, unter denen eine derartige Bezeichnung zustandekommt und findet sie problematisch. Denominationen erweisen sich als Resultat linguistischer Manipulationen, in deren Verlauf der Erkenntnisanspruch des Diskurses verschwimmt, in dem die Bezeichnung ihre Funktion hat."

Sprachzeichen repräsentieren nicht Gegenstände, wie Hillgärtner (1989, 441) noch ungenau schreibt (die Verführung durch Sprache und Tradition des Ausdrucks), sie "präsentieren" etwas als Gegenstand (vgl. Vermeer 1986, 108-111). Richtig führt Hillgärtner (1989, 441) dazu aus:

"Das im Begriff zusammengebundene Allgemeine und Einzelne sind nicht wirklich metaphorisch substituierbar. Sie schließen einander logisch aus. Daß sie in der Denomination gleichgesetzt sind, ist eine Subreption, die logisch unzulässig ist. Keine Entität kann allgemeine und einzelne zugleich sein. Die erschlichene Gleichsetzung führt dazu, daß jeder Pol der binären Opposition seine Identität verliert. Das Allgemeine ist nicht mehr allgemein, da es auf ein Einzelnes angewandt wird, das außerhalb seiner Allgemeinheit steht, obwohl es ihm gattungsmäßig subsumiert ist. Aber auch das Einzelne ist kein Einzelnes mehr, da es als solches nur innerhalb einer Gattung existierte, die ihm indessen geschlossen gegenübersteht."

(Das war schon das Problem von Realismus und Nominalismus im Mittelalter.)

Damit ist letztlich auch ein Vergleich zwischen Zeicheninhalt bzw. -bedeutung bzw. -sinn (Vermeer 1972) und Gegenstand bzw. zwischen Zeicheninhalten usw. bzw. Gegenständen nur noch näherungsweise möglich. Und es gibt kein tertium comparationis, an das sich Archimedes halten könnte (vgl. Vermeer 1974).

"Wirkliche Übersetzbarkeit wäre an die Voraussetzung geknüpft, daß es ein tertium comparationis gebe, auf dessen Grundlage das Unvergleichliche verglichen, die Pole der Aporie substituiert und der Widerspruch aufgehoben werden könnte." (Hillgärtner 1989, 446)

In der weiteren Argumentation vereinfachen wir wieder, um das Verständnis nicht durch zu viele Komplikationen zu sehr zu erschweren. Die gewählte Darstellung genügt vorerst, um das Problem des Vergleichs grundsätzlich abzuhandeln.

Im folgenden Abschnitt hoffen wir deutlich machen zu können, daß der weiter oben beschriebene intrakulturelle Vergleich spätestens dann eine Sondersorte des interkulturellen darstellt, wenn man von Idiokulturen ausgeht. Bezüglich des Problems einer Abgrenzung von Kulturen haben wir mehrfach hervorgehoben, daß dies eine fallspezifische Angelegenheit ist (vgl. die Abgrenzung von Sprachepochen: *deutsch, neuhochdeutsch, frühneuhochdeutsch* usw.). Auch über den Modus von Abgrenzungen machen wir hier

keine Aussagen. Es ist möglich, daß sich Kulturen z. B. auf einer 'semantischen', aber nicht auf 'formaler' Ebene unterscheiden. (*Es gibt deutschsprachige Schweizer, Österreicher und Deutsche; sie können zu verschiedenen Kulturen gehören.*) Vergleiche auch das Beispiel bei Wuthnow et al. (1984, 150):

"Foucault explains that systems such as Darwin's, Saussure's, or Keynes's operate in different fields of 'enunciative regularities that characterize enunciative formation', even though they use the same grammar and logic."

- Interkultureller Vergleich

Im wesentlichen geht ein interkultureller Vergleich wie ein oben beschriebener intrakultureller vor sich, nur daß das Phänomen G und die Situation s_1 von einem Beobachter als der einer Kultur (KA) und das Phänomen H und die Situation s_2 vom selben (!) Beobachter als einer anderen Kultur (KB) angehörig perzipiert und apperzipiert werden.⁴⁸ Kultur kann hier als Idio-, Dia- oder Para-Kultur verstanden werden.

Legt man Idio-Kulturen zugrunde, so kann im oben beschriebenen intrakulturellen Vergleich der Beobachter B zu zwei verschiedenen (Raum- und) Zeitpunkten methodologisch als zwei verschiedenen Idio-Kulturen angehörige Beobachter B_1 und B_2 beschrieben werden; vgl. Goethe mit 8 und mit 80 Jahren;

⁴⁸ Wenn ein Europäer irgendwo in Afrika auf einen Kral stößt, ohne dort Menschen zu sehen, wird er die Bauten im allgemeinen für "Wohnbauten" halten, weil (und soweit) er, der Beobachter, aus seiner eigenen Kultur weiß und daher auch für die afrikanische Kultur annimmt, daß seiner Meinung nach von Menschen errichtete Gebäude mit bestimmten Eigenschaften (z. B. einem Eingang, evtl. Fensteröffnungen, bestimmten Einrichtungen) "Wohnbauten" sind, weil seiner Meinung nach Menschen solche Gegenstände benötigen und benutzen und in einer bestimmten Weise ausstatten. Die Annahme geht von Gepflogenheiten der eigenen Kultur aus. Zu solcher Gepflogenheit gehört u. a. auch die Tradition, bestimmte Dinge in bestimmter Weise zu perzipieren und zu interpretieren. Vgl. den Archäologen, der ausgegrabene Mauerreste mit Vorliebe und bis zum Beweis des Gegenteils für "Tempel"reste hält, weil er in seiner (Archäologen-Dia-)Kultur angehalten worden ist, protohistorischen Zeiten religiöse Bauten und diese als haltbarer als profane private Wohngebäude zuzutrauen (das Archäologensyndrom). - In einem zweiten Vorgang kann der oben erwähnte Afrikareisende die Kralbauten dann, sie mit seinen Wohngebäuden vergleichend, als "Häuser" bezeichnen. Hierin liegt allerdings schon eine gehörige Portion Allegorie.

